Ea.
14745. 1207
a
Blr.
33

Des

Grafen von Oxenstierna Gedanken über verschiedene Gegenstände.

Aus dem Französischen

übersetzt von

F. W. v. B.

Ego non eadem volo senex, quae puer volui.

Seneca. Ep. 61.

Erstes Bändchen.

Zeitz,

bei Wilhelm Webel. 1800.

Coburger
Landes-
Bücherey

Sr. Hochwohlgeboren

dem

Churfürstl. Sächs. Commissionsrath

Herrn

Levin August von Lindemann

widmet

aus Hochachtung und Freundschaft

gegenwärtige Schrift

der Übersetzer

F. W. v. B.

Vorrede des Uebersetzers.

Der berühmte, in den schwedischen Annalen unvergeßliche, und auch aus der deutschen Geschichte wohlbekannte Reichskanzler, Axel Oxenstierna, der würdigste Rathgeber und Vertraute Gustav Adolphs, war der Groß-Onkel des Verfassers nachfolgender Aufsätze. Letzterer ist vorzüglich durch seine Reisen, die er in fast alle Staaten von Europa unternahm, und durch seinen Uebertritt zur katholischen Religion, wodurch er seine in Schweden liegenden Güter verlor, bekannt geworden. Er war ein Mann von vielem, durch Unterricht und Lektüre gebildeten Verstande, fruchtbarem

Witze und glücklicher Laune; verstand und sprach fast alle europäische Sprachen, hatte einen mächtigen Hang, überall Vergnügen aufzusuchen, vor Andern zu glänzen und Aufwand zu machen, und dabey die Gabe, jede Gesellschaft gut zu unterhalten, und sich angenehm zu machen. Alle diese Eigenschaften, verbunden mit den Vorzügen seiner Geburt, dem Glanze seines Namens und einem außerordentlichen Vermögen, verschafften ihm an den größten Höfen, und überall, wo er hinkam, leicht Zutritt, machten, daß man es gern sah, wenn er kam, und trauerte, wenn er weggieng.

Seine Wissenschaften, ausgebreiteten Bekanntschaften, durch viele Reisen und häufigen Umgang erlangte Welt- und Menschen-

kenntniß, eigner Hang zur Intrigue, und die damals mit der Politik oft so genau verwandte Galanterie, machten ihn an verschiedenen Höfen oft bei den wichtigsten Angelegenheiten zu einer mitspielenden Person, wodurch er sich aber auch bisweilen mehrere Feinde auf einmal zuzog, und Andre sich verbindlich machte, die ihm hernach seine Gutwilligkeit und oftmalige Aufopferung seiner selbst mit dem schwärzesten Undanke lohnten. Durch beständigen Aufenthalt in fremden Ländern und an Höfen, wo unsinnige Pracht und Verschwendung, oft auf die geschmackloseste Weise angebracht, für Witz und Geschmack, nicht selten auch für Verdienst galt, und für den Weisen wie für den Thoren ein nöthiges Einlaß-Billet war,

hatte unser Oxenstiern (der Sparsamkeit und gute Wirthschaft überhaupt nie gekannt haben mochte, und was sein kostbarer Aufwand nicht wegnahm aus Gutwilligkeit verschenkte) sich um den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens gebracht; und da er wegen seines meisten Aufenthalts an katholischen Höfen, und aus andern Gründen, die hier theils übergangen werden müssen, theils nie recht bekannt geworden sind, zur römischen Kirche übergetreten war, weshalb er seine Güter in Schweden verlor, aus diesem seinem Vaterlande keine Unterstützung mehr erhielt, und nicht wieder in dasselbe zurück durfte: so versank er auf einmal aus der größten Opulenz in wirkliche Dürftigkeit.

Oxenstiern erfuhr nun das gewöhnliche

Schicksal derer, die von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends herabgestürzt werden: die ihn vorher geachtet und mit Schmeicheleyen überschüttet hatten, schenkten ihm nun kaum ein mitleidiges Achselzucken, das nahe an Verachtung grenzte; seine dafür gehaltenen Freunde verließen ihn völlig, waren zum Theil gar so niederträchtig, sich zu seinen Feinden zu schlagen, und diese wurden nur durch seinen an sich schon kümmerlichen Zustand abgehalten, ihn noch mehr zu kränken.

In dieser traurigen Lage folgte Oxenstiern den Fußtapfen jener beiden größten Herrscher über die Kinder Jakob's, und brachte die Reflexionen, die er nun über die Eitelkeiten der Güter dieses Lebens, deren Nichtigkeit er, wie jene, am allerbesten aus

der Erfahrung kannte, bey sich anstellte, zu Papiere, die er mit mancherley nicht unrichtigen, auf seinen Reisen, und bey vielfältiger Erfahrung in mancherley Verhältnissen des Lebens, gesammelten Bemerkungen vermischte. So entstanden diese Gedanken, welche er gleich mit einer kurzen Betrachtung über die Einsamkeit anfängt, deren anfangs unfreiwilliger Genuß ihm endlich Bedürfniß ward, und zur Entstehung dieses Buchs die nächste Veranlassung gab. Da es blos einzelne hingeworfene Gedanken sind, so ist auch keine besondere Ordnung und zusammenhängende Folge darin zu suchen, sondern jeder aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtete Gegenstand ist für sich allein bestehend, und das Ganze bringt gleichsam in dem Leser die

nemliche Wirkung hervor, die er haben würde, wenn er auf einer Messe, Redoute oder anderm dergleichen Orte, wo viele Personen beisammen sind, die aber alle in keinem oder einem loßen Zusammenhange stehen, sich befände.

Da der Verfasser mit den meisten Sprachen bekannt, mit der Lateinischen und Italienischen aber so vertraut als mit der französischen, der damals gangbarsten und kultivirtesten war, deshalb er auch in ihr schrieb: so sind hieraus die vielen Sprichwörter, Verse und andern Stellen aus den genannten und übrigen Sprachen zu erklären, die er beinah zu häufig angebracht hat, und da, wo es zur Verständlichkeit des vor- oder nachher Gesagten nöthig schien, in beigefügten Noten oder Einschaltungen von

mir übersetzt worden sind. Die große Belesenheit des Verfassers gab ihm diese Stellen an die Hand, von denen er dann sogleich, wie sein Gedächtniß sie ihm wieder gab, Gebrauch machte, oft ohne seinen Autor zu wissen, oder wenigstens anzugeben, welches auch bei verschiedenen, die man nicht hat auffinden können, noch unbemerkt geblieben ist. Ueberhaupt muß man sowohl in Rücksicht des Zeitalters, in dem er schrieb, als seiner individuellen Eigenheiten wegen, ihm manches zu gut halten, oder wenigstens darauf Bedacht nehmen, wenn man ihn, und das was er sagt richtig beurtheilen will. Oft giebt ihm ein bloßes Wortspiel Veranlassung zu Aufgreifung und Verfolgung eines Gedankens, und um witzig oder paradox zu sein, sagt er oft

etwas nicht ganz Richtiges, oder widerspricht sich wohl gar selbst; auch verleitet ihn sein Hang zum Sonderbaren, und die Begierde, das, wovon er redet, mit Beispielen zu belegen, bisweilen, daß er Begebenheiten, Personen und deren Gesinnungen und Handlungen, in einem etwas veränderten Lichte darstellt, als ihnen eigentlich zukommt; allein da dies gemeiniglich sehr allgemein bekannte Dinge oder Personen, wie z. B. Diogen, Cicero, Seneca 2c. betrifft, über deren eigentlichen Hergang und Charakter wenig Zweifel mehr ist, so kann kein besonderer Nachtheil daher entstehen.

Noch hat Oxenstiern die Gewohnheit, immer nur irgend eine besondere Seite eines Gegenstandes seiner Aufmerksamkeit zu un-

terwerfen, wenn er auch von dem Ganzen zu reden scheinet, und zuweilen vermuthet man den Punkt gar nicht, den er auf einmal faßt und beleuchtet. Oft bricht er auch auf einmal geschwind da ab, wo man noch weit mehr erwartete, und überläßt es der Willkühr des Lesers, die einmal gerichtete Aufmerksamkeit weiter auszudehnen, und den gezeigten Gegenstand selbst zu verfolgen, da hingegen er ein ander Mal den ins Auge gefaßten Gegenstand, oder wenigstens eine Seite davon, aufs schärfste untersucht, und sich in Gleichnisse vertieft, wodurch er dann manchmal verführt wird, von dem, was er anfangs sagen wollen, ganz und gar abzukommen.

Demungeachtet aber wird niemand leug-

nen, daß die Lektüre dieser Gedanken so mannigfachen und fruchtbaren Stof zum Nachdenken giebt, so viele richtige und brauchbare Wahrheiten, so angenehme und unterrichtende Ansichten derselben lehret, und überhaupt diese Schrift so viel Brauchbares und zum Theil angenehm Vorgetragenes in sich faßt, daß alle etwanige Mängel derselben dadurch reichlich überwogen werden. Man findet darin eine Menge richtiger und treffender Bemerkungen fast über alle Gegenstände und Vorfälle des Lebens, welche alle um so sicherer Eindruck machen, und um so mehr Aufmerksamkeit und Vertrauen verdienen, da sie nicht auf der Studierstube, sondern mitten im Geräusche der großen Welt gemacht, und von eignen Erfahrungen abgezogen sind.

Dies kann zugleich für mich als Rechtfertigung dienen, daß ich es unternommen, dieses Buch der Vergessenheit, in der es beinah schlummerte, zu entreißen, und in einem neuen deutschen Gewande dem Publikum zu überreichen. Ich sollte meinen, daß es überdies auch schon der Mühe werth sei, die Schriften eines durch seine Familie und besondern Schicksale so bekannt gewordenen Mannes zu lesen, und mit seinen Grundsätzen und Meinungen bekannt zu werden, und mancher, der vielleicht blos in dieser Hinsicht gegenwärtiges Buch in die Hand nimmt, wird gewiß mit der Unterhaltung, die es ihm verschafft, zufrieden sein, und unter jeder Rubrik einen Gedanken finden, woraus man einen ächten Nutzen schöpfen kann. „Ja, wird

man vielleicht einwenden, dies alles, was man hier findet, sind aber doch längst bekannte, und oft wiederholte Dinge, welche hier wieder aufzutischen eben nicht nothwendig war, da wir Schriften dieser Art schon in Menge haben, und noch alle Messen bekommen. „Indeß könnte sich doch in vorliegendem Buche hie und da einiges finden, das nicht so allgemein bekannt, wenigstens nicht in so frischem Andenken wäre, und überdies kommt es ja bei dem, was man dem lesenden Publikum vor die Augen bringt, nicht so wohl auf die Neuheit der Sache selbst, sondern auf die Art an, mit der man sie ihm zeigt, und es dafür zu interessiren weis; unmöglich aber kann ich mich überreden, daß man diese Gedanken des Grafen von Oxenstierna, trotz ih-

rer Antiquität, ohne alles Interesse in die Hand nehmen und weglegen sollte.

Einige Stellen, welche gar zu sehr nach dem Zeitalter des Verfassers schmeckten, zu viel von der Erbsünde, Teufel und Hölle, oder kleine Beschreibungen von Ländern in sich hielten, wo der Verf. immer sehr einseitig zu urtheilen, und entweder übertrieben zu loben oder zu tadeln pflegte, und welche für uns jetzt gar kein Interesse haben, sind in dieser Uebersetzung weggelassen worden. An verschiedenen Orten habe ich in daruntergesetzten Noten kleine Anmerkungen beigefügt, welche den Leser auf gewisse Verschiedenheiten oder Parallelen zwischen unsern und jenen Zeiten aufmerksam machen sollen, oder um irgend einer Erläuterung willen nöthig waren.

Das Original dieses Buchs ist bei seiner ersten Erscheinung nicht so vollständig gewesen, als es in den spätern Ausgaben geworden: die ersten Abdrücke wurden wider Wissen und Willen des Verfassers gemacht, der sich erst in der Folge bereden ließ, dem allgemeinen Wunsche Genüge zu leisten, und die Herausgabe seiner Gedanken, welche er nochmals durchsah und vermehrte, selbst zu übernehmen. Diese Vermehrung fand bei jeder folgenden Ausgabe Statt, so lange der Graf von Oxenstiern lebte, da dieser immer zu schreiben fortfuhr, und das, was er für gut hielt, dem anfangs ganz kleinen Bändchen seiner Gedanken noch einverleibte. Die erste vollständige Ausgabe ist von 1736, und von den zwei neusten, nach denen gegenwärtige

Uebersetzung gefertiget ist, ist die erste 1755 zu Frankfurt, bei Franz Varrentrapp, und die zweite 1762 zu Paris herausgekommen, welche beide die correktesten sind; und zwar ist erstre dieses noch mehr, als letztere.

Von den ersten deutschen Uebersetzungen, die von diesem Werke theils im Ganzen, theils Auszugsweise veranstaltet worden sind, habe ich keine selbst gesehen; auch sind sie alle schon sehr alt, und nicht leicht mehr zu haben.

Ueber die Einsamkeit.

Glücklich ist, wer, entfernt von dem lärmenden Geräusche der Welt, die Annehmlichkeiten einer reizenden Einsamkeit genießt, dessen vorzüglichstes Geschäft in einer ruhigen Unterhaltung mit sich selbst besteht! Bei dem Beifalle eines guten Gewissens sieht er auf die Thorheiten und Eitelkeiten der Welt mit Verachtung herab. Sein Ehrgeiz strebt allein nach der Ruhe des Gemüths; er fürchtet nicht die Unbeständigkeit des Glückes, noch die Laune des Schicksales: er schätzt die Reichthümer gering, und verachtet alle

irdische vergängliche Größe. Mit dem Gegenwärtigen zufrieden, quält ihn keine Unruhe über das Zukünftige. Sich selbst genügend, wird er niemanden lästig. Er befindet sich niemals in der traurigen Nothwendigkeit, wider seine Überzeugung zu reden, oder den hartnäckigen Widerspruch andrer dulden zu müssen. In der Entfernung vom Hofe, empfindet er nichts von der übeln Laune des Fürsten, und giebt sich keine Mühe, dessen Gnade zu erschmeicheln. Er fühlet sich nicht zu den niedrigen Gefälligkeiten herabgewürdiget, welche die Großen heischen, und befindet sich in der glücklichen Unfähigkeit, jemanden Eintrag zu thun. Über das Vergangene stellt er Betrachtungen an, beobachtet das Gegenwär-

tige genau, und beschränkt seine Sorgen auf sich selbst, ohne sich um die Angelegenheiten anderer zu bekümmern. Gleich unzugänglich dem Stolze und Ehrgeize, dünckt ihn der Geiz eine Thorheit, und Verschwendung der auffallend lächerlichste Unsinn, der Neid eine Niederträchtigkeit, und die Faulheit ein Verbrechen. Mit der Verehrung seines Schöpfers beschäfftiget, ermüdet seine Zunge nicht durch Unterhaltung über nichts bedeutende Dinge; und da er keine Gelegenheit hat sich zu ärgern, oder über andre zu erzürnen, so ist er von einer Menge Unannehmlichkeiten frei. Durch die Unterhaltung mit den schönen Geistern der Vorzeit sieht er sich glücklich befreit von der Überlässtigkeit der Thoren unter seinen Zeitgenossen.

Enthaltsam und mäsig bei seinen Mahlzeiten vermeidet er die Gefahr, durch Leckerbissen seine Gesundheit zu zerstören. Er kann was er will, weil er nur das will, was er kann. Sorgenlos legt er sich nieder, genießt einer erquickenden Ruhe, und steht freudig wieder auf. Er versteht die Kunst, die Zeit zu benutzen, und seinen Lebensfaden von Gold und Seide zu spinnen. Sein Verkehr ist mit dem Himmel, und er hat keine Wünsche, die sich auf dieses Erdenleben beschränken, weil er ihre Nichtigkeit kennt. Endlich erwartet er den Tod, den er weder wünschet, noch fürchtet.

Ueber den Menschen.

Der menschliche Geist ist ein Raub nagender Sorgen, der Leib eine Beute der Fäulniß und der Würmer. Die Geburt ist der Anfang einer Krankheit, und das Leben ein natürliches Bild des Todes. So ist der Mensch, dessen Entstehung so beschämend, dessen Leben voll Bitterkeiten, dessen Ende so schreckhaft ist. Sein erstes Dasein bezeichnet er durch Unreinigkeit, seine Kindheit durch Nachäfferei, sein Jünglingsalter durch Ausschweifungen, die männlichen Jahre durch Thorheiten, das Alter durch Schwachheiten: weinend kommt er zur Welt, leidet durch sein ganzes Leben, und stirbt in der Verzweiflung. Die thörichtesten Eitelkeiten füllen

seine Jugend aus, die lächerlichsten Hirngespinnste sind der Antheil seines reifern Alters; Seufzen und Klagen sind dein Winter seiner Jahre vorbehalten. In der Jugend ist ihm die wahre Beschaffenheit seiner Begierden unbekannt; im Alter kennt er sie, ohne sie befriedigen zu können. Sein Körper ist der Sitz der Verwesung, sein Geist der Sammelplatz des Verdrusses, der Sorgen, der eiteln Hoffnungen und des panischen Schreckens. Welch elender Zustand! Aber ach! Dies ist noch der geringste Theil seines Elends: die Laster denen er unterworfen ist, ziehen ihm die Züchtigungen des Himmels zu. Sein Geiz bringt ihm Mangel, seine Ausschweifungen Schmerzen und nagende Reue, sein Zorn Widerwärtigkeiten und Krankheiten,

seine Leckerei Siechheit, sein Neid Qualen, und seine Faulheit Armuth. Traurige Erfahrung! wodurch der Ausspruch jenes Weisen nur zu sehr bestätiget wird, wenn er sagt: "Der Tod ist besser, als das Leben, und der Zustand desjenigen, welcher nie geboren ward, und das Böse, das unter dieser Sonne geschieht, nie sah, ist allen beiden vorzuziehen."

Wenn ich überlege, um welchen Preis die Natur uns diejenigen Dinge verkauft, die sie zu unserm Genuß hervorbringt, welche Sorgfalt sie anwendet, unsre Freuden und Vergnügungen mit Traurigkeit und Schmerz zu vermengen; wenn ich die Gefahren bedenke, denen man bloß gestellt ist, so bald man das Licht erblickt: so merke ich, daß

ungeachtet der Oberherrschaft, welche sie dem Menschen über alle Thiere gegeben hat, doch keines sich darunter befindet, das so schwach und hülflos geboren würde, als er. Die Thiere kommen mit Leichtigkeit zur Welt und sind, so bald sie auf der Erde sind, mit Kleidern, Wohnungen und Nahrung überflüßig versehen; der Mensch tritt nackt in die Welt, und ist genöthigt, zu seiner Bedeckung jene zu berauben; er muß Geist und Körper anstrengen, um sich eine Wohnung zu suchen, oder zu bauen, und im Schweiße seines Angesichts seinen Unterhalt zu erwerben. Welche Mühe erfordert seine Erziehung! wie viel Zeit braucht er, um nur gehen und reden zu lernen! Alle andre Thiere, von der Natur selbst unterrichtet,

brauchen nicht geboren zu werden, um zu lernen, was ihnen nöthig ist zu wissen; der Mensch allein wird in einer tiefen Unwissenheit aller Dinge, ausgenommen des Weinens, geboren. Wenn ich dies alles überdenke, so kann ich kaum begreifen, wie die Menschen eine so übertriebene Hochachtung für das Leben, und einen so großen Abscheu vor dem Tode haben können. Seneca sagte einst: "Der Tod gewährt uns eine Zuflucht gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens." Recht gut wird man sagen, allein dies ist die Sprache eines Heiden: wir sind Christen, und daher verbunden, mit dem Zustande zufrieden zu sein, in welchem wir uns befinden. Ich habe hierauf nichts zu antworten; wenn man aber die gegründete

Hoffnung eines bessern Lebens in jener Welt hat: ist es Tadels werth, wenn man ein Verlangen trägt, so bald, als möglich, in den Besitz desselben zu gelangen? Überhaupt ist es nur zu wahr, daß Mensch so viel heißt als Elend.

Ueber die Laune der Fortuna.

Die Nacktheit der Fortuna giebt ihre Armuth sattsam zu erkennen. Auch ist es nicht zu verwundern, daß eine Frau, welche sich bloß mit Luftschlössern beschäfftiget, ihre Blöße nicht bedecken kann. Ihre Gunstbezeigungen sind der Achtung eines Weisen unwürdig, da sie dieselben jeder Art von Leuten ohne Unterschied gewährt. Es giebt wenig Personen, die, wenn sie schärfer als

jene sehen, sich von den eiteln Hoffnungen, die sie einflößt, täuschen lassen. Ein verständiger Mensch dringt auf den ersten Blick durch den Schleier des falschen Scheins von Glückseligkeit, unter welchen sie sich verbirgt; und da er darunter nichts als Unruhe, Verwirrung und quälende Sorgen entdeckt, so hütet er sich, ihren betrüglichen Versprechungen zu trauen. Ihr Mangel an Unterscheidung bei Austheilung ihrer Güter, ihre Unbeständigkeit, ihre Falschheit machen alle ihre Liebkosungen verdächtig, und sie selbst dem Adler in der Fabel ähnlich, welcher die Schildkröte zur größten Höhe erhebt, um sie wieder fallen zu lassen, damit ihre Schaale zerbreche, und er sie verschlinge. Dies ist eine Wahrheit, welche uns

die tägliche Erfahrung lehret: jedermann kennt sie, und doch läßt man ihr den ruhigen Genuß des Vorrechts, das Verdienst der Menschen zu bestimmen, so wie die Achtung, die man ihnen erweisen soll. Nicht von ihrem Stempel geprägt zu sein, ist Ursache genug, um in der Welt für eine falsche Münze zu gelten.

Gemeiniglich sind Leute von Kopf und Ehre das Ziel ihrer Verfolgungen: erstere, weil sie ihre verführerischen Reize kennen, und gegen sie mißtrauisch zu sein, gerechten Grund zu haben meinen; letztere, weil sie dieselbe der Ehre nachsetzen, und glauben, sie sei bloß deswegen da, um der Tugend zum Schmuck und zur Belohnung zu dienen. Weil nun dergleichen Gesinnungen der hohen

Meinung sehr entgegen stehen, die sie von sich selbst hegt, seit dem das verblendete Alterthum sie unter die Göttinnen versetzt hat, und die heutigen Weltmenschen ihr Altäre errichtet haben, worauf sie ihr verschwendrisch Weihrauch streuen, und sogar ihre eigne Ehre opfern: so sieht sie jene weisen Beurtheiler der Gegenstände als ihre bittersten Feinde an, mit denen sie keine Aussöhnung wünscht.

Da aber nichts so schlimm ist, ohne mit etwas Gutem vermischt zu sein, so kann auch das Glück sich auf eine vortheilhafte Weise zeigen, wenn man dasselbe von der Seite seiner Unbeständigkeit betrachtet, welche es nie verleugnet, wenn auch jemand von ihm mit äußerster Wuth verfolgt wird:

daher sind weder die Wirkungen seines Hasses, noch die Äusserungen seiner Gunst von langer Dauer. Ich habe bemerkt, daß das Ende seiner Gunst, oder seiner Verfolgungen von dem ersten Anfang derselben wenig verschieden ist. Wenn wir alle, wie wir da sind, mit einiger Aufmerksamkeit den Lauf unsers Lebens untersuchen, so wird sich, wie ich mich zu behaupten getraue, keiner finden, dem das Glück nicht wenigstens einige mal gelächelt hätte. Es ist zwar an dem, daß diese eigensinnige Göttinn von dem, was sie uns anvertrauet, oft schnelle und strenge Rechnung fordert; allein sie ist doch wenigstens da gewesen: und wenn man allezeit Geschicklichkeit genug besäße, sie festzuhalten, so bin ich ganz überzeugt,

daß die widrigen Schicksale lange nicht so häufig sein würden, als sie wirklich sind. Die Menschen sind aber einmal so : sie vernachlässigen die Gelegenheit weit öfter, als diese sie.

Fällt übrigens durch einen glücklichen Zufall ihre Gunst auf einen Mann von Verdienst : so dient ihr das Licht der Tugend, an deren Seite sie sich dann wirklich befindet, sich in ihrer ganzen Pracht sehen zu lassen, und giebt ihr einen solchen stralenden Glanz, dessen sie ohne dieselbe gar nicht fähig ist. Wenn sie hingegen Unwürdige mit ihren Wohlthaten überhäuft, so enthüllt sie dann ihre ganze Niederträchtigkeit, und ihre unverschämte Neigung, die Gecken und die Thoren zu begünstigen : daher sieht man sie

oft bald einem Stier, bald einem Bären zur Maske dienen; am öftersten aber einem Esel, welcher sie zuletzt, durch sein häufiges mit den Ohren Schütteln, in den Koth wirft, woraus ihm in die Höhe zu helfen, es nie an Narren fehlen wird.

Ueber die Wollust.

Der äußerliche Schein ist ein Vorhang, hinter den sich die Wahrheit und eigentliche Beschaffenheit der Dinge vor den Augen des gemeinen Haufens oft verstecken; doch der Weise versteht vollkommen, sie zu entschleiern, und achtet sie nicht höher, als sie werth sind.

Die Wollust erscheint unsern Leidenschaften unter einer so einnehmenden Gestalt, daß sie

selbige aufregt, sie augenblicklich entflammt, und, vermittelst ihrer, alle Kräfte der Seele so sehr übertäubet, daß sie ihr weder Kraft noch Musse lässet, über die Ächtheit des Vergnügens nachzudenken, das die Wollust gewähret, und an sich selbst von so kurzer Dauer ist, daß dies allein hinreichend sein sollte, uns Verachtung und Abscheu davor einzuflößen.

Wenn der Mensch nu. Acht darauf geben wollte, was in dem Augenblicke, da er Wollust fühlt, in ihm vorgeht; sicher würde er Bemerkungen machen, welche ihm den Geschmack daran verleiteten. Ich vergleiche sie mit dem Erbrechen der Hölle, da Rasende wie Hunde hinzulaufen; ein schmieriger und bindender Unflath, woran die Seele, aus

unglücklicher Gefälligkeit für den Körper, kleben bleibt, und davon sie sich mit aller Mühe nicht loszureißen vermag, bis sie sich endlich, nach vielem vergeblichen Streben, von der traurigen Nothwendigkeit überzeugt, auf immer daran hängen zu bleiben. Gewissen, guter Ruf, Gesundheit und Vermögen sind die Opfer, die man in diesem Leben der Wollust bringt, und jenseits desselben sind die Folgen gar nicht zu berechnen. Zwar darf man sich eben nicht wundern, daß die Wollust, als ein unreiner Stoff, einem wandelnden Behältnisse von Unreinigkeiten (denn das ist ja doch der menschliche Körper) gefallen könne; doch ist es erstaunend, daß die Seele, als ein geistiges Wesen, einem eben so schändlichen als verderblichen Hange

beistimmen, und die Vernunft, welche uns von den Thieren unterscheidet, ein Sklave strafbarer Begierden werden könne. Ich habe das Unglück gehabt, in meiner Jugend bei dieser Gesellschaft von Thieren auf zwei Füssen angestellt zu sein, allein die Zeit, welche mir Gott aus Gnaden verwilliget hat, und die Vernunft, welche sich am Ende einstellte, haben mich zu einem Ausreißer von diesem verblendeten Trupp gemacht. Daher kenne ich die trügerischen Reize der Wollust; und die Leiden, die ihr auf den Fusse folgen, und kann nicht anders, als sie verwünschen, und den Nächsten davor warnen, damit er sich das Beste daraus nehme. Denn:

Heureux celui, qui, pour devenir sage,
du mal d'autrui fait son apprentisage!

Glücklich, wer mit fremder Thorheit eigne Weisheit sich erwirbt!

Kaiser Karl VI. hatte zur Devise: *Optimum aliena insania frui.* Also suche man sich zu überzeugen, daß der größte aller Siege, der Sieg über die Wollust sei. *)

Ueber die Rache.

Sich nach einer empfangenen Beleidigung rächen zu können, ist allerdings ein großes Vergnügen; allein eine schöne Seele wird sich dasselbe nie erlauben. Die Rache ist vollkommen hinreichend, wenn der, so uns beleidigt hat, es weis, daß wir die Macht besitzen, uns Genugthuung zu verschaffen. Die Verweigerung, sich derselben zu bedienen,

*) *Maxima cunctarum victoria, victoria voluptatis.*

zeigt eben so sehr Größe der Seele, als Verachtung gegen den Feind; überdies bestehen die meisten Beleidigungen nur in der Einbildung und verdienen die Aufmerksamkeit eines weisen Mannes gar nicht. So ist es z. B. lächerlich, daß ein Wort, welches blos die Luft in Bewegung bringt, eine Miene, welche nur eine Verzerrung des Gesichtes ist, oder eine Bewegung des Leibes unsere Ruhe zu unterbrechen vermögen. Wenn man genau erwägen wollte, daß es nicht immer von einem Menschen abhängt, sich in die Launen eines andern zu schicken, so glaube ich, würde man für einander mehr Nachsicht als Empfindlichkeit zeigen. Mancher antwortet uns z. B. mit Kälte oder Gleichgültigkeit, oder gar auf eine unfreund-

liche Art, weil er eines mürrischen Temperaments ist: ein solcher Mensch scheint mir mehr Mitleiden zu verdienen, weil er von der Natur stiefmütterlich ist behandelt worden, als daß man über ihn zürnen sollte. Er hat sich nicht selbst gebildet; man muß ihn als ein Thier auf zwei Füssen ansehen, und seinen beschwerlichen Umgang vermeiden. Der Spanier ist gegen die geringste Beleidigung sehr empfindlich, und der Rache so sehr ergeben, daß er im Sprichwort zu sagen pflegt: "Wenn die Rache nicht etwas so außerordentlich Süßes wäre, würde Gott sich dieselbe nicht allein vorbehalten haben." Ich meines Theil kann diesem Ausspruch nicht beistimmen, sondern ziehe ihm den des Italieners vor, wenn er sagt, daß derjenige

die beste Rache erwähle, der solche Gott anheim stelle.

Chi vuol justa vendetta
in Dio la rimetta.

Ueber den Adel.

Die Alten haben den Adel eingeführt, um den Ehrgeiz der Bürger auf eine wohlfeile Art zu unterhalten. Die Römer bedienten sich seiner zur Belohnung der Tapferkeit; und die neuern Fürsten treiben oft damit ein Gewerbe. Er ist diejenige Gnadenerweisung, zu welcher man heut zu Tage bei Hofe am wohlfeilsten gelangen kann. Es giebt wenig Fürsten, die nicht lieber den Tittel Exzellenz, als tausend Thaler Pension bewilligen; und wofern man sich nur mit einigen

auf ein Stück Pergament verspritzten Tropfen Dinte begnüget, so kann man seine Ansprüche mit leichter Mühe durchsetzen. Für die Chatoulle der Fürsten ist die Wappenkunde eine große Ersparniß und ein Wappenherold kommt mir als eine Art königlicher Schatzmeister vor. Um dem Stolze der Spanier zu schmeicheln und seine Schätze zu sparen, gab Karl v den Ricos Hombres, wie sie damals hießen, den Titel, Granden von Spanien. Die Menge der Grafen in Italien, der Marquis in Frankreich, *) der Freyherrn in Deutschland und der Edelleute in England läßt uns vermuthen, daß man in kurzer Zeit keine Bürgerlichen mehr finden

*) Man erinnere sich, daß dieses zu Anfange dieses Jahrhunderts geschrieben ist.
A. d. Uebers.

werde. Bald, glaube ich, wird bloß der gemeine Hause nach Titel streben; denn *) " die Ehrenstellen verlieren am Werthe, wenn sie allgemein werden, und die Verdienstvollen achten die Würden für entehrt, wenn viele Unwürdige sie besitzen." So lange der Adel eine Belohnung der Tugend war, schien er mir eine vernünftige Eitelkeit zu sein; allein seitdem man ihn, wie den Stockfisch auf dem Markte, verkauft, verliert er seine ganze Würde. Übrigens scheint mir ein jeder, der ihn durch wahres Verdienst erlangt, verehrungswürdiger, als der, so den von seinen Vorältern angeerbten nicht

*) *Clarus honor vilescit in turba, et inter dignos indigna est dignitas, quam indigni possident.*

Andreas Gayl.

durch Tugend behauptet. Denn es ist besser, sich einen Namen machen, als mit einem Namen geboren werden. *Virtutem, si vis nobilis esse, cole.*

Ueber die Vaterlandsliebe.

Die Alten sagten: "es ist süß, fürs Vaterland zu sterben: (*Dulce est pro patria mori*) um das Volk zum Dienste seines Fürsten anzufeuern; ich aber meine, daß es süß sei, fürs Vaterland zu leben, wenn man Kräfte und Fähigkeit besitzt, ihm zu dienen, und daß, wenn man weiter nichts kann, als für dasselbe sterben, man den Stieren und Schafen ähnlich wird, welche zum Nutzen ihrer Mitgeschöpfe sterben. Ein

Mann von Ehre kann wohl sein Leben im Dienste seines Vaterlandes wagen, wenn das Vaterland erkenntlich ist; allein man muß ein großer Thor sein, ein Vergnügen darin zu finden, für jemand, wer es auch sei, den Tod zu leiden. Der Italiener sagt im Sprichwort: *) "Wenn ich todt bin, ist die ganze Welt todt."

Unter so vielen großen Männern, welche bei tausenderlei Gelegenheiten ihr Leben für die Ehre Roms wagten, fand sich nur der einzige Marcus Curtius, der ausdrücklich deshalb sterben wollte, damit er andern das Leben erhalten möchte, und die ganze Belohnung einer so widernatürlichen Handlung besteht in der auf uns gekommenen

*) *Morto mi, morto tuto il mundo.*

Nachricht, daß ein solcher Thor *) auf der Welt gewesen sei. Es ist wirklich auffallend, die Meinung in Betreff der dem Vaterlande schuldigen Liebe so allgemein begründet zu sehen, so daß es unnatürlich scheint, davon die geringste Ausnahme zu machen, ohne daß man eine andere Ursache angeben könnte, als weil man darin auferzogen ist. Überdies wissen wir ja, daß in seinem Vaterlande ein Prophet den wenigsten Beifall findet, so wie auch, daß uns das Vaterland das Leben, selten aber Ehrenstellen,

*) Dieser Ausdruck ist wohl zu hart; denn obwohl eigentlich Aberglaube jene patriotische That des Curtius veranlaßte, so waren seine Absichten dennoch edel und das, was er that verdient Bewunderung, aber keinen Spott. A. d. Uebers.

sondern diese weit eher eine fremde Gegend giebt:

Patria dat vitam, raro largitur honores;
Hos melius multo terra aliena dabit.

Sehr richtig scheint mir des bekannten Owenus Ausspruch:

Illa mihi patria est, ubi pascor, non ubi nascor,
Illa ubi sum pastus, non ubi natus eram,
Illa mihi patria est, mihi quae patrimonia praebet,
Hic ubicunque habeo quod satis est, habito.

Nicht an dem Orte, wo mein Sein begann,
Nur da, wo sich mein Glück entspann,
Wo von den Früchten meiner Hand
Ich lebe, ist mein Vaterland.

Guter Rath.

Unter allen Gefälligkeiten, die ein Mensch dem andern zu erweisen vermag, leistet er keine mit mehr Vergnügen und Selbstzufriedenheit, als die, andern einen guten Rath

zu ertheilen; denn ungerechnet daß ihm dieser nichts kostet, so macht er dadurch seinem eigenen Verstande ein Kompliment. Gewiß ist die Bereitwilligkeit, andre zu berathen, ein Zeichen der günstigen Meinung, die man von seiner eigenen Klugheit hat, und ein aufrichtiges Wohlwollen pflegt oft den geringsten Antheil daran zu haben; denn bei den meisten Gelegenheiten ist ein guter Rath die Folge einer gleichgültigen Gesinnung, und ersetzt den guten Willen desjenigen, der keine Lust hat, dem andern einen Dienst zu leisten. Ich habe bemerkt, daß dergleichen Rath gebende Freunde gemeiniglich nur ihren Beutel und sich selbst lieben.

Übrigens ist nicht zu leugnen, daß zu manchen Zeiten, und unter gewissen Um=

ständen, guter Rath eine Wohlthat des Himmels ist, welche uns Gott ausdrücklich und oft durch ganz einfältige Leute zu Theil werden läßt. Um uns davon zu überzeugen, glaube ich ferner, geschieht es, daß nicht immer außerordentliche Geistesgaben es sind, durch welche sie unsre Verlegenheiten heben. Erfahrung und Lektüre haben mir diese Wahrheit durch eine Menge Beispiele bestätiget. Daher sollte man, wie mich dünkt, niemals einen guten Rath verwerfen, bevor man ihn nicht reiflich überlegt hätte; denn es gehört nicht weniger Beurtheilung dazu, guten Rath zu benutzen, als Einsichten und Weisheit, heilsame Rathschläge zu ertheilen.

Ein weiser Mann wirft seinen Rath nicht leicht an einen Leichtsinnigen weg; denn ein

Thor glaubt niemands Rath zu bedürfen. Nur der Weise versteht die Kunst, guten Rath zu geben und anzunehmen, denn er ist überzeugt, daß niemand weis, wie viel er nicht weis. *)

Ueber die Sparsamkeit.

Wer kein großes Vermögen besitzt kann karg sein, ohne deshalb Tadel zu verdienen; denn " es ist kein geringeres Verdienst, das Seinige zu behaupten, als etwas zu erwerben. **) Haushältig zu sein hat immer für einen Beweis von Klugheit gegolten, und

wer

*) *Nemo scit quantum nescit.*

**) *Non minor est virtus, quam quaerere parta tueri.*

wer so glücklich ist, diese Eigenschaft zu besitzen, kann nicht vermeiden, auf gewisse Art karg zu sein, wenn er nicht seiner Ökonomie den Abschied geben will. Mecenas sagte zum August, als er mit ihm über die Mittel, reich zu werden sprach, daß man solches nicht nur durch starke Einnahmen, sondern durch mäßige Ausgaben würde. *) Daher wünschte ich, daß man das Wort, ein Karger, unter das, ein guter Haushalter, versteckte, weil dieser Ausdruck keine so verhaßte und verächtliche Bedeutung hat als jener. Wenn aber die Sparsamkeit eine Tugend ist, so muß man dennoch gestehen, daß keine näher an das Laster

*) *Non tam multa accipiendo, quam nos multos sumptus faciendo.*

gränze, als diese; denn sie ist die nächste Verwandte des Geizes, und wo man diesen antrift, da ist gewöhnlich auch die Habsucht nicht weit davon. Die Erfahrung lehrt uns, daß diejenigen Kinder, welche frühzeitig zu sparen anfangen, mit der Zeit geizig werden, und daß derjenige, so im zwanzigsten Jahre ein guter Wirth ist, im dreißigsten es selten mehr wagt, sich an seinem eignen Tische satt zu essen. Übrigens scheint die Sparsamkeit, welche eine Frucht des Verstandes ist, gewöhnlich dem Alter vorbehalten zu sein, und sich wenig weiter zu finden, als bei alten Männern und Frauen, als welche von Natur einem panischen Schrecken unterworfen sind, und immer fürchten, mit der Zeit nicht nur am Überflüßigen sondern

selbst am Nothwendigen Mangel zu leiden.

Die Sparsamkeit hält das Mittel zwischen der Verschwendung und dem Geize, welchen Punkt sie fest halten muß, damit sie sich nicht auf eine oder die andre Seite neige. Daher erfordert die Sparsamkeit eben so viel Behutsamkeit des Betragens als Klugheit, und diese beiden Eigenschaften finden sich selten beisammen. Wenn ich die guten Wirthe meines Zeitalters betrachte, so werde ich gewahr, daß sie alle von dem niedrigsten Geize besessen sind. Wer gern Wein trinkt, wird mit der Zeit ein Trunkenbold, und ein andrer, welcher das Frauenzimmer liebt, schweift zuletzt darin aus: eben so wird derjenige, welcher nicht gern giebt, mit der Zeit gern nehmen, und zuletzt kein Mittel zu

schlecht finden, um Reichthümer zu erwerben. Ob ich daher auch gleich die gute Wirthschaft sehr schätze, wenn sie auf eine Art ausgeübt wird, die sie angenehm macht, so habe ich doch Ursache zu zweifeln, daß man häufig gute Wirthe finden werde, welche sich nicht etwas auf die Seite des Geizes hin neigen. Ich habe funfzig Jahre gelebt, habe viel Nationen gesehen, bin mit vielen Leuten umgegangen, habe verschiedene Länder durchreist, allein gewiß! ich habe nur zwei Menschen gefunden, welche mit der Eigenschaft guter Wirthe Liebenswürdigkeit verbanden. Zwar gab der eine von beiden schlechterdings nicht gern, aber er hatte auch so einen Abscheu Geschenke anzunehmen, daß es das sicherste Mittel war, seine Freund-

schaft zu verlieren, wenn man ihm etwan eine Tabatiere, auch nur einen Thaler am Werthe, anbot. Da nun heut zu Tage das Geld das Wesentlichste am Menschen ist, und ohne dieses Metall kein Verdienst gültig ist, so wundre ich mich nur, daß man nicht den Kindern die Sparsamkeit an Statt des Lateins lernen läßt, da doch ein reicher Thor mehr gilt als ein armer Gelehrter, und die reiche Dummheit sich überall von den Wissenschaften den Hof gemacht sieht.

Ueber die Kunst zu scherzen.

Man kann lesen und schreiben lernen, aber nicht wie man scherzen soll. Hierzu gehört eine besondere Gabe von der Natur, und die Wahrheit zu sagen, so schätze ich denjenigen

glücklich, welcher sie nicht hat, und noch glücklicher den, welcher sie nicht zu erlangen strebt. Denn ungerechnet, daß der Charakter eines Spötters allen rechtschaffenen Leuten verhaßt ist, so ist es überdies noch ein sehr gefährliches Gewerbe; und obgleich die Spötterei nur in einigen Worten besteht, welche an sich bloße Bewegungen der Luft sind, so pflegt sie doch oft in dem gesellschaftlichen Leben große Stürme und Unordnungen anzurichten: "In der Zunge ist zwar kein Bein, doch kann sie sehr empfindliche Schläge versetzen." *) Hierzu kommt, daß das Gewerbe eines Spötters uns die Verachtung der Welt zuziehet. Dieses Geschäft

*) *Osse caret glossa per quam franguntur et ossa.*

hat viel mit der Possenreisserei gemein, und ob es gleich diejenigen, welche nicht von ihm beleidigt werden, zu lachen macht, so verschaft uns solches dennoch keine Achtung.

Die Spötterei ist die älteste Tochter der Familiarität, und zieht denjenigen, welche sie üben, zulezt Verachtung zu. Will man demungeachtet spotten, so muß man einen feinen Verstand haben, welcher nicht zu schaden sucht, und eine untadelhafte Aufführung besitzen, sonst wird die Unhöflichkeit des Antwortenden sich darein mischen, und die Gebrechen des Spötters, troz seiner Unverschämtheit an den Tag bringen.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an ein Anekdote, welche man mir in Frankreich von dem bekannten Grafen von Gram=

mont, einem schönen Geiste unter Ludwig XIV, erzählte. Dieser wollte eines Tages einen Edelmann aufziehen, welcher unlängst aus Bretagne an den Hof gekommen war. Ohne ihn weiter zu kennen, nahte er sich ihm, und fragte ihn, was *Parabole*, *) *Fariboli* und *Obole* bedeute, indem er durch eine so alberne Frage diesen Fremden in Verlegenheit zu setzen glaubte. Allein der Bretagner antwortete ihm, ohne sich zu besinnen: *Parabole* ist etwas, das Sie nicht verstehen, *Faribole* das, was Sie sagen, *Obole* das, was Sie werth sind. Eine solche Bestimmung zog sich dieser Spötter zu großen

*) Parabole heißt ein Gleichniß, Faribole Albernheit, und Obole eine kleine, wenig bedeutende Münze.

A. d. Ubers.

Vergnügen des ganzen Hofes zu. Als auf des Kaisers Einladung die Abgeordneten der Protestanten in Deutschland nach Regensburg kamen, um mit den Katholiken über die Mittel zu Vereinigung beider Partheien Unterhandlungen zu pflegen, hatten sie eine Art von Philosoph, Namens Cornelius Martini bei sich: als diesen der Pater Gretzer, ein Jesuit, unter den protestantischen Theologen gewahr ward, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu sagen: " was macht Saul unter den Propheten "? worauf der andre sogleich antwortete: " er sucht die Esel — seines Vaters. "

Als ein gewisser Sächßischer Gesandte eines Tages den Holländischen Gesandten am Dänischen Hofe spottweise fragte, woher wohl

das Sprichwort käme, " Er gehet durch wie ein Holländer: „ bekam er zur Antwort, daß es eine schwere und unnütze Sache sein würde, den Ursprung so vieler Sprichwörter als in der Welt sind, aufzusuchen; " woher kommt zum Beispiel, fuhr er fort, daß man in Deutschland sagt: Mätz F.... von Dresden? „ Seneca sagt sehr richtig, daß der Mann von Muth keine Beleidigung zufüge, der freie Mann aber auch keine dulde. *) Eben so, wie man mit Vergnügen das Echo ausgesprochene Worte wiederholen hört, so freut sich auch jedermann über einen lächerlich gemachten Spötter.

*) *Injuriam fortis non facit, nec ingenuus fert.*

Ueber die Aussöhnung.

"Des Voglers Pfeife tönt dann am lieblichsten, wenn er Vögel berückt; „ *) man traue daher einem jüngst versöhnten Feinde nicht zu viel, sondern schließe vom Gegenwärtigen auf das Zukünftige. Das Feuer glimmt lange unter der Asche fort, und niemand kann in dem Herzen des andern lesen. Eines Menschen Rede ist oft nur die Maske, worunter er sein Inneres verbirgt und Tausende sind dadurch unglücklich geworden, weil sie sich auf jene zu leichtgläubig verlassen haben. Der Italiener sagt: Eine aufgewärmte Suppe schmekt niemals gut. **)

*) *Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps.*

**) *Minestra riscaldata mai fa grata.*

Freilich ist es wohl die Pflicht des Christen, sich mit seinem Feinde zu versöhnen, allein es ist auch Thorheit, in Zukunft Vertrauen auf ihn zu setzen. Für harter Speise, einem ungeschickten Arzte, einem versöhnten Feinde und einem bösen Weibe behüte uns, lieber Herr Gott! *) Mich dünkt, es sei weit leichter, eine Beleidigung dem Scheine nach zu vergeben, als sie wirklich zu vergessen; und so lange die Erinnerung davon bleibt, sei auch wenig auf die Verzeihung zu bauen. Der Mensch ist von Natur so böse, daß er empfangene Wohlthaten in Sand schreibt, Beleidigungen aber in Marmor gräbt. Freilich vergißt ein Mann von Ehre

*) *A cibo bis cotto, à medico indotto, ab inimico reconciliato, malâ muliere librâ nos Domine.*

eine Beleidigung sehr schwer, allein ein boshaftes Gemüth verbirgt seine Empfindlichkeit nur bis zu einer schicklichen Gelegenheit. Überhaupt, "wer dir sehr schmeichelt, hat dich entweder betrogen, oder geht noch damit um." *) Das Mißtrauen ist eben so wohl die Mutter der Sicherheit, als die Tochter der Klugheit. Bei jeder Gelegenheit giebt uns die tägliche Erfahrung Beweise von der Bösartigkeit der Menschen, oft ohne, daß wir ihnen dazu Veranlassung gegeben haben: mit wie weit mehrerem Rechte muß man also denjenigen fürchten, dem man schon ein Mal Stoff zur Unzufriedenheit mit uns gegeben hat, vorzüglich aber

*) *Che piu carezze ti fa che mon suole, o inganatoti a, o inganarti vuole.*

dann, wenn er uns mit Liebkosungen überhäuft; denn *)

Keine Treu ist mehr im Bunde,
Seit wir aus der Väter Sitte traten;
Süße, glatte Wort' im Munde,
Gall' im Herzen und Betrug in Thaten.

Was mich betrift, so gestehe ich frei, daß ich einem erklärten Feinde mit weit aufrichtigerm Herzen Wohlthaten erweisen, als deren von einem ausgesöhnten Freunde mit sorglosem Vertrauen annehmen würde. Jemand so leicht hin zu beleidigen ist eine Unvernunft; allein ihm hernach mit zu großem Leichtsinn zu trauen ist, meines Bedün-

*) *Multis annis jam peractis,*
Nulla fides est in pactis;
Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

kens, eine Thorheit. *) Wider diejenigen, denen ich mein Vertrauen schenke, mag mich Gott schützen; vor denen, welchen ich nicht traue, werde ich mich schon selbst bewahren.

Ueber die Verleumdung.

Niemals werde ich der Meinung derjenigen beitreten, welche den der Ehre ihres Nächsten nachtheiligen Gerüchten so leicht Glauben beimessen, so lange ich nicht deutlich sehe, daß er seiner Vergehen auf eine unwiderlegliche Art überwiesen ist. Denn ungerechnet, daß ich die natürliche Bösar-

*) *Da che mi fido,*
me ne guarde Dio;
da che non mi fido,
me ne guardaro jo.

tigkeit des Menschen und das Wohlgefallen, welches er an dem Unglücke andrer findet, zu gut kenne, so weis ich, daß in den Fällen, wo sich das Recht auf beiden Seiten findet, diejenigen, welche sich übereilen, allezeit eher Unrecht haben, als die, so mit ihrem Urtheile zurück halten. Der Schein betrügt oft und gemeiniglich glaubt der Mensch das Schlimme weit eher, als das Gute, da doch die christliche Liebe uns lehrt, mitleidig zu sein und die Fehler andrer so viel, als möglich zu bedecken. Zwar weis ich wohl, daß gewisse Nattern in Menschengestalt, um ihren verderblichen Argwohn zu beschönigen, sich der grundlosesten Maxime von der Welt bedienen, indem sie sagen: "Die Stimme der Welt ist die Stimme Gottes

(*Vox populi, vox Dei*) allein ich werde dieser Meinung nie beistimmen; denn ich erinnere mich zu wohl an das: Nimm und kreuzige ihn! Oft habe ich bemerkt, wenn in einer Gesellschaft jemand angefangen hatte, den Nächsten zu verunglimpfen, daß sogleich die Unterhaltung ganze Stunden lang auf keinen andern Gegenstand gefallen ist; hingegen ein düsteres Schweigen sich der ganzen Gesellschaft bemächtiget hat, wenn irgend ein rechtschaffener Mann etwas zum Vortheil eines andern vorgebracht hat. Kurz, da ich überzeugt bin, daß jedermann seine Schwachheiten hat und von jener bösen Gewohnheit sehr wenige frei sind, so werde ich niemals nach den nachtheiligen Gerüchten, welche über einen andern

verbreitet werden, mein Urtheil bestimmen. Denn ist derselbe schuldig, so würde mir es leid thun, wenn ich durch mein Absprechen über ihn sein Unglück vermehren sollte; und im Fall er unschuldig ist, würde es zu meiner Zufriedenheit gereichen, die Zahl seiner Verleumder nicht vergrößert zu haben.

Ueber den Stolz.

Ein Stolzer erregt mein Mitleiden, denn in seinem Benehmen liegt mehr Thorheit als böser Wille. Seine Unwissenheit in der Kenntniß des Menschen ist die Quelle seines Übels. Er dünket sich groß, weil er sich selbst nicht kennt: "Worauf ist der Mensch stolz? er wird in Sünde empfangen und zur Strafe gebohren, führt ein mühseliges Leben

und muß zuletzt sterben: wenn wie und wo weis er nicht. *)

Man untersuche die Quellen der menschlichen Eitelkeit: Er setzt einen Werth auf seinen Körper, da er nicht weis, daß dieser ein wanderndes Kloak ist. **) Sein Verstand dünkt ihm erhaben, da er von dem andren keine Kenntniß hat. Das Alter seiner Ahnen blähet ihn dergestalt auf, daß er auf rechtschaffene Leute mit Verachtung

*) *Unde superbit homo, cujus conceptio culpa, nasci poena, labor vita, necesse mori? quando, quomodo, vel ubi nescire.*

St. *Bern.*

**) Die Härte dieses Ausdruckes muß man dem Verfasser in Rücksicht seiner eignen besondern Meinungen und der Zeit, worin er lebte, zu gut halten.

A. d. Übers.

herab siehet, weil er nicht überlegt, daß ein Maulesel immer ein Maulesel bleibt, ob ihn gleich ein spanischer Hengst gezeugt hat. Da ich zum Lachen geneigt bin, so verschafft mir die Unterhaltung mit Thoren dieser Art öftere Erschütterungen meines Zwergfells. Wenn sie reich sind, so sehe ich sie als Pfaue an, an denen man ein gutes Werk verrichten würde, wenn man ihnen die Federn ausrupfte, damit sie, von den überflüßigen Zierathen befreit, desto leichter die Häßlichkeit ihrer Füße gewahr, und dadurch umgänglicher werden möchten. Ist aber ein Armer stolz, so glaube ich, daß es nöthig sei, ihn ins Tollhaus zu schicken, um ihn von seiner Thorheit zu heilen.

Die Freunde.

Man sagt, daß die Seltenheit der Dinge ihren Werth bestimme, und Gold und Silber aus diesem Grunde unter allen vergänglichen Dingen den ersten Rang behaupten. Doch kenne ich etwas in der Welt, so noch seltner ist als dieses Metall: dieses ist ein wahrer Freund, wenn anders es möglich ist, einen zu finden. Ich meines Theils habe Ursache zu glauben, daß es damit geht wie mit dem Phönix, von welchem alle Welt spricht, und den doch niemals jemand gesehen hat. Was die Freunde nach der Mode betrifft, so habe ich deren Zeit meines Lebens eine unendliche Menge gekannt; aber alle waren wie die Böhmischen Steine. Ich fand, daß sie sehr den Schwalben glichen, welche im Frühling

kommen, und bei eintretendem Froste wieder abziehen. Niemals habe ich einen Freund gefunden, der mich bloß um meiner selbst willen geliebt hätte, aber deren genug, welche in meiner Person sich selbst liebten, sei es ihres Eigennutzes, ihrer Unterhaltung, ihres Hangs zu Ausschweifungen, oder irgend eines andern Lasters wegen, welches ihren Leidenschaften schmeichelte. Zeit und Erfahrung haben mir folgende Wahrheiten gelehrt. So bald mein Vermögen erschöpft war, kehrten die eigennützigen Freunde mir den Rücken; wenn ich nichts Angenehmes mehr zu sagen wußte, verließen mich die, so um der Unterhaltung willen kamen; als ich den Ausschweifungen entsagte, entfernten sich die Wüstlinge von mir, und so alle Übri-

ge. Allein nicht ein einziger wollte an meinem Unglücke Theil nehmen, oder auch nur mit einem Glase Wasser meinen Bedürfnissen abhelfen. Sie haben mich einsehen lassen, daß der Italiener sehr richtig sagt: *Ama l'amico tuo tanto che da del suo.* Ich pflichte zwar dem Ovid bei, daß der gemeine Haufe die Freundschaft nur schätzt, je nachdem sie Vortheil bringt; *) allein er muß mir auch zugeben, " daß wahre Freundschaft in Widerwärtigkeiten erkannt werde. " **) Als der Tyrann Dyonisius eines Tages mit dem Prinzen, seinem Sohne zu reden wünschte, ließ er ihm sagen, daß er zu ihm zum Abendessen kommen möchte. Da der junge

*) *Vulgus amicitias utilitate probat.*

**) *Noscitur adverso tempore verus amor.*

Prinz sich schon bey Tische befand, ließ er sich entschuldigen, versicherte aber, daß er sogleich nach dem Essen kommen und seinem Vater seine Ehrfurcht bezeigen würde, welches er auch nach aufgehobener Tafel sogleich that. Als der Tyrann ihn fragte, warum er nicht zu ihm zum Essen gekommen sey, antwortete der Prinz, daß er fünf bis sechs Freunde zu Tische gehabt habe. Dyonisius schien über eine so große Anzahl Freunde erstaunt, und fragte ihn, ob er von der Aufrichtigkeit so vieler Freunde volle Überzeugung habe; als hierauf der Prinz versicherte, daß er davon überzeugt wäre, rieth ihm sein Vater, ihre Freundschaft einer Prüfung zu unterwerfen, und sie um deßwillen dieselbe Nacht noch alle in sein Schlafzimmer kom-

men zu lassen, einem nach dem andern im Vertrauen zu entdecken, daß er den Tyrannen ermordet habe, und sie zu bitten, ihm den Körper wegschaffen zu helfen, um ihn heimlich zu begraben, damit man seinen Tod nicht eher gewahr würde, bis er die Gemüther des Volks vorbereitet hätte, ihn auf den Thron seines Vaters zu setzen. Wenn er auf diese Art ihre Treue erprobt habe, soll er ihm davon Nachricht geben, damit sie beide vereint sich über den unschätzbaren Schatz freuen könnten, welchen er in der Treue seiner Freunde gefunden haben würde. Der Sohn ermangelte nicht, die Vorschriften des Tyrannen zu befolgen, und die Aufrichtigkeit seiner Freunde auf die so bedenkliche Probe zu stellen: wie groß war aber

seine Bestürzung, als von allen denen, welche bei Tische, das Glas in der Hand, für ihn sterben wollten, sich nicht ein Einziger fand, der sich in einige Gefahr für ihn begeben wollte, als die Nothwendigkeit ihren Beistand heischte. Nachdem er hierauf dem Tyrannen hiervon Nachricht gegeben hatte, sagte dieser weise Vater: "Ein ander Mal, mein Sohn trau, aber schau: wem? wisse, daß ein Mensch in dieser Welt sehr glücklich ist, wenn er während seines ganzen Lebens nur einen einzigen treuen Freund finden kann, und sich nicht schmeicheln darf, deren mehrere zu erhalten; denn die Tischfreunde schicken gewöhnlich ihre Freundschaft zugleich mit dem abgenommenen Tischtuch hinaus."

Überhaupt, wenn die heilige Schrift nicht die außerordentliche Freundschaft zwischen David und Jonathan erzählte, so würde ich mich niemals überreden lassen, daß es jemals eine wahre Freundschaft in der Welt gegeben habe. Die grausame Erfahrung, welche ich hierin gemacht habe, macht mich geneigt zu glauben, daß die Freundschaft des Damon und Pythias, des Pylades und Orestes, des Nisos und Euriale des Achilles und Patroklus, des Theseus und Pirithous, des Titus und Pholinices, des Scipio und Lälius, rc: als der berühmtesten Freunde des Alterthums bloße Erdichtungen seien. Denn Leute deren Freundschaft ich verdient zu haben glaube, und welche selbst, als ich ihrer nicht nöthig hatte, sich

oft beeifert haben, mir Beweise davon zugeben, behandeln mich jetzt, da ich im Elend bin, mit Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen mit Geringschätzung, und lassen mich die Wahrheit des spanischen Sprüchworts fühlen: *Quien espera en mano agena, mal yanta, y peor cena.* Und *Suole di parole amico, non valer un fico*, sagt der Italiener. Drum nur Geduld, der beste Freund ist das Geld, und Gott übertrift alle.

Ueber die Undankbarkeit.

Es ist leicht zu begreifen, wie klein die Zahl der Undankbaren sein müsse, wenn man die Seltenheit der Leute in Erwägung zieht, welche andern gern Gutes erweisen. Da es aber deren doch so wohl von diesen als von

jenen giebt, so dünkt mich, wenn man einmal jemanden Gutes zu erzeigen wünscht, daß man sich leicht wider jede Undankbarkeit verwahren könne, wenn man allein als Belohnung seiner Wohlthaten, auf das beseligende Gefühl sein Augenmerk richtet, welches eine schöne Seele allezeit darüber empfindet, die Leiden der Unglücklichen mindern, und dem Schicksale, das sie verfolgt, Trotz bieten zu können, ohne auf ihre Erkenntlichkeit Anspruch zu machen. Den großen Seelen ist es eigen, die Wohlthaten, mit welchen sie andere überhäufen, gering zu achten, diejenigen aber, welche man ihnen erzeigt, in ihrem Herzen aufzubewahren. Ein witziger Schriftsteller sagt: „Wer niemanden Gutes thut, als um Dank dafür zu erhalten,

macht aus der Großmuth, welche an sich eine so schöne Tugend ist, eins der schändlichsten Gewerbe? Der wahrhaft Großmüthige rückt dem Undankbaren niemals seine Wohlthaten vor; aber er verachtet ihn als einen Auswurf der Menschheit.

Der Undankbare kommt mir als ein Inbegriff aller Niederträchtigkeiten, und das nichtswürdigste aller Geschöpfe vor. Die ehmaligen Römer hatten für ihn einen so großen Abscheu, daß die äußerste Beschimpfung, welche sie einem schlechten Menschen anthun konnten, darin bestand, ihn einen Undankbaren zu nennen. Gewiß, es empört kein Verbrechen so sehr die Natur als dieses. Um es recht auszudrücken, sagt der Italiener im Sprichwort: *Levata la sete, si voltano le spal-*

le, al fonte. *) Diese Allegorie, glaube ich, brauchen sie deßhalb hier, um das Niedrige des Undankbaren zu zeigen, indem sie ihn mit dem Vieh vergleichen, welches, nachdem es den Durst gestillt hat, der Quelle den Rücken zukehret.

Wie mich dünkt, giebt es drei Arten Undankbarer, wovon die erste diejenigen begreift, welche nach empfangenen Wohlthaten unsre Gesellschaft meiden, als ob sie sich schämten, uns Verbindlichkeiten schuldig zu seyn.

Die von der zweiten Art sind noch schlimmer, denn wenn diese auch Gelegenheit haben, ihre Verbindlichkeit gegen uns bewei-

*) Wenn man getrunken hat, kehrt man der Quelle den Rücken.

sen zu können, so ziehen sie sich zurück, und thun es nicht.

Die dritte Art enthält die verworfensten Ungeheuer; denn anstatt des Guten, mit dem wir sie überhäuft haben, fügen sie uns alles Böse zu, das in ihren Kräften steht. Bei alle dem finde ich doch den Grundsatz gewisser Leute sehr ungerecht, welche ich oft habe sagen hören, daß sie sich vorgenommen, niemals wieder jemanden Wohlthaten zu erweisen; da ihnen diese ein Mal mit Undankbarkeit seien vergolten worden: denn die Undankbarkeit eines Schurken muß niemals den Bedürfnißen andrer Eintrag thun. Dergleichen Wohlthätige, um meine Meinung von ihnen zu sagen, thun das Gute bloß aus eigennützigen Absichten, und nicht aus Groß-

muth

muth; daher verdienen sie auch, was ihnen wiederfährt. Überdieß giebt es sehr oft rechtschaffene Leute, welche andern Wohlthaten schuldig sind, und, da sie nicht vermögend sind, ihren Wohlthätern Beweise von Dankbarkeit zu geben, bei diesen für Undankbare gelten, weil sie nicht edel genug denken, sich mit der guten, obwohl fruchtlosen Absicht zu begnügen; folglich machen sie sich kein Bedenken, sie als Undankbare zu behandeln. Übrigens gefällt mir der Ausspruch des Owenus:

Accipere humanum est, inopi donare Deorum

Nunquam paucos credo fuisse Deos.

Ueber die Dankbarkeit.

Die Dankbarkeit ist eine Frucht, welche allein der Baum der Wohlthätigkeit trägt, und muß eine sehr vollkommene Tugend sein, weil sie so schönen Ursprungs ist. Ich setze sie ohne Bedenken an die Spitze aller übrigen Tugenden, denn Gott selbst fordert keine andre von uns, da diese alle übrigen hervorbringt, welche zu unserm Glücke nöthig sind.

Selbst die Heiden schätzten diese Tugend so hoch, daß sie ihr zu Ehren drei Gottheiten, unter den Namen der Grazien, erfanden: die erste hieß Thalia, die zweite Aglaja, und die dritte Euphrosine. Diesen drei Göttinnen eigneten sie die Dankbarkeit zu, gleich als ob eine einzige nicht

hinreichend gewesen wäre, um eine so seltene Tugend zu ehren. Es ist bemerkenswerth, daß die Dichter diese drei Göttinnen nackt vorgestellt haben, um uns dadurch ausdrücklich zu erkennen zu geben, daß man bei empfangenen und erwiederten Wohlthaten aufrichtig und ohne Schminke handeln soll. Sie schilderten sie als junge Mädchen, um uns zu lehren, daß eine Wohlthat immer im frischen Andenken behalten werden soll, und wir unsre Dankbarkeit niemals veraltern lassen, sondern jede Gelegenheit aufsuchen sollen, unser dankbares Gefühl für empfangene Wohlthaten an den Tag zu legen. Sie gaben diesen drei Göttinnen eine einnehmende und heitre Miene, um das Vergnügen anzudeuten, welches wir

empfinden sollen, so bald wir die Verbindlichkeit, welche wir unsern Wohlthätern schuldig sind, erkennen zu geben vermögen. Sie haben die Zahl dieser Gottheiten auf drei gesetzt, um uns zu lehren, daß eine empfangene Wohlthat dreifach erwiedert werden müsse; und sie malten diese drei Göttinnen, indem sie sich an den Händen fassen, um uns eingedenk zu machen, daß Wohlthäten und Dankbarkeit unzertrennlich sein müssen.

So lehrten uns selbst die Heiden, und eine schöne Seele wird auch bei jeder Gelegenheit so handeln. Auch bin ich überzeugt, daß wenn die Wohlthat eines edlen Herzen, und die Dankbarkeit eines aufrichtigen Gemüths alle beide einander das Gleichgewicht

hielten, man niemals eine richtigere Übereinstimmung finden würde. Daher glaube ich auch, daß der, welcher giebt, niemals eine Eitelkeit darinn suchen müsse, und der, welcher für eine Wohlthat erkenntlich sein will, niemals glauben dürfe, genug gethan zu haben.

Ueber die Prediger.

Ich achte den Prediger nicht, welchen die ganze Stadt wegen seines guten Anstands auf der Kanzel, und seiner gesuchten Beredsamkeit so sehr rühmt; mir gefällt ein Mann, welcher das Wort Gottes in aller Einfalt vorträgt, ohne seinen Vortrag mit erhabenen und prächtigen Ausdrücken aufzuputzen. Das Wort Gottes bedarf sicher

nicht der eitlen Zierrathen einer studirten Rede, welche mehr die Eitelkeit des Predigers verräth, als die Gläubigen zu unterrichten, zu trösten, und ihre Andacht zu erwecken geschickt ist, welches doch die Vortheile sind, die uns eine Predigt gewähren soll. Quintilian sagt: mühsam gesuchte Worte schwächen den Eindruck auf das Gemüth und die Wahrheit scheint vor der pralerischen Kunst zu fliehen. *) " Um ein guter Prediger zu sein, bedurfte man ehemals Eifer für die Religion, und eine gründliche Kenntniß der heiligen Schrift, allein heut zu Tage scheint es, als ob Gedächtniß, Kühnheit, und theatralische Ge-

*) *Cura verborum derogat affectibus, et ubicunque ars ostentatur, veritas abesse videtur.*

derden, die Stelle dieser Eigenschaften ein-
genommen hätten und ihren Mangel er-
setzten. In einer gewissen Stadt Frank-
reichs habe ich ehedem einen Prediger ge-
hört, dessen ich mich Zeit meines ganzen
Lebens erinnern werde. Dieser heilige Pfau
hielt der Magdalene eine Lobrede, und
schilderte die Ausschweifungen derselben mit
so lebhaften und reizenden Farben, daß die
Hälfte der Zuhörer weit eher Regungen der
Liebe gegen eine so schöne Person, als sich
geneigt fühlte, dieselbe in ihrer Reue bei
ihrer Bekehrung nachzuahmen. Der Red-
ner meublirte das Schlafgemach dieser Sün-
derinn während sie der Weltlust ergeben
war, so schön aus, daß man sich nicht ent-
schließen konnte, ihr in die düstre Höhle zu

folgen, wo sie so viele Jahre lang ihre Sünden beweinte. Heinrich der Dritte, König von England hatte die Gewohnheit, täglich drei Messen zu hören : als ihm der König von Frankreich eines Tages sagte, daß dieses nicht hinreichend sei, sondern er auch oft eine Predigt hören müsse, erwiederte ihm jener, daß er lieber seinen Freund oft zu sehen, als andre von ihm sprechen zu hören wünsche. Indessen ist gewiß eine Predigt eben so nothwendig, um das mit dem Worte Gottes unbekannte Volk zu unterrichten, als sie nützlich ist, um das Feuer der Andacht zu unterhalten und den Glauben zu beleben : denn wie die Wassertropfen nach und nach den härtesten Stein durchdringen, so rührt auch das Wort Gottes, wenn es oft

gehört wird, nach und nach das empfindlichste Herz. Überhaupt gefällt mir eine Predigt, wenn sie nicht einer schwülstigen Rede gleicht, und ich habe alle Ehrfurcht für das Wort Gottes, allein ich setze keinen Werth auf die gesuchte Beredsamkeit eines Predigers. Der Edelstein gefällt mir, aber die Einfassung halte ich für nichts. Einen überzeugenden Beweis von der Macht des Wortes Gottes giebt ein einfacher und populärer Vortrag, welcher dennoch alle menschliche Beredsamkeit beschämt. Nur hieran wollen wir uns halten, und alle die Predigten voll hoher Gedanken bei Seite lassen, welche bisweilen den Prediger in Entzückung bringen, nicht aus Liebe gegen Gott, sondern aus Bewunderung seiner eigenen überspannten Ausdrücke.

Ueber den Zeitraum von der Wiege bis ans Grab.

Der Leib des Menschen gleicht einem Schiffe, auf welches sich die Seele bei seiner Geburt einschifft, um auf dem stürmischen Meere dieses Lebens nach der Ewigkeit zu steuern. Die fünf Sinne sind gewöhnlich die Bootsknechte dieses zerbrechlichen Fahrzeugs und das Steuerruder ist die Eigenliebe. Die Wollust ist der Kompas und die Thorheit die Flagge; die günstigen Winde sind die betrüglichen Reizungen der Welt und die Segel ein Gewebe menschlicher Gebrechlichkeit. Die Kleinigkeiten, womit der menschliche Verstand sich beschäftiget, sind das Tauwerk und seine eitlen Hoffnungen die Anker. Die Schiffsladung besteht in Verbrechen und

der Hafen, wo gelandet wird ist Reue und Verzweiflung. Daher darf man sich nicht wundern, wenn ein so unvollkommnes, schlecht ausgerüstetes und unweise regiertes Fahrzeug so leicht untergehet, und wenn die Seele an den im weiten Ozean der Welt häufig verborgenen Klippen Schiffbruch leidet, ehe sie noch in den Hafen des Heils einlaufen kann.

Die jugendliche Unbesonnenheit schifft sich, aus natürlicher Blindheit, leichtsinnig ein, ohne sich auf eine so gefährliche Überfahrt mit dem Nöthigen zu versehen, und überläßt das Steuerruder nur zu häufig der Gewalt der Leidenschaften. Der Weise braucht aber den göttlichen Rathschluß als Kompas und die Gottesfurcht als Steuerruder. Die

Leiden dieses Lebens sieht er als günstige Winde an und seine Segel füllt er mit Geduld. Die Tugenden sind seine Bootsleute, und Gott selbst ist der Steuermann; die Beständigkeit ist sein Tauwerk und die Hofnung sein Anker. Seine Flagge ist das Kreuz und die Wimpel haben die Farbe des Himmels. Seine Schiffsladung besteht in guten Werken, und folglich ist der Hafen, wo er endlich landet, das Reich ewiger Seligkeit. Hier tritt er ans Land und sein Fuß gleitet nicht ab, hier genießt er der Ruhe, welche seine verrichteten Werke verdient haben. Hier verläßt seine Seele das untaugbare Schiff, um in den glücklichen Gefilden zu wohnen, welche für die Seligen bestimmt sind.

Ueber mein Leben.

„Der beste Theil des Lebens verschwindet in Trauer und Klage; wie eine Welle auf die andere, so folgt Übel auf Übel.*) Mein Leben kann mit einem Rosenkranze verglichen werden, wovon die kleinen und großen Kugeln die kleinen und großen Unglücksfälle sind und der Tod anstatt der Medaille unten daran hängt. Ein hohes Alter, eine zerrüttete Gesundheit, eine meiner Geburt unangemessene Dürftigkeit, alle Tage neue Kränkungen welche die Verläumdung und die Vernachlässigung derer, welche ich ehedem für meine Freunde hielt, mir verursachen: alles

*) *Optima pars vitae in luctu et squalore senescit, Ut fluctus fluctum, mala sic mala concomitantur.*

dieses, nebst der Verbannung aus meinem Vaterlande und dem Verluste meiner Güter um der Katholischen Religion willen, raubt mir die Hoffnung einer Verbesserung meines Glücks auf dieser Welt. Die Erfahrung, von dem Erfolge unsrer Wünsche, wie täuschend sie sind und wie oft das, was wir als Gut begehren, durch seinen Besitz die Quelle unsrer Leiden wird, verleidet mir jedes Verlangen nach irgend einem Gute dieses Lebens. Wenn ich gewiß wäre, zu erhalten, was ich wünschte, so würde ich sehr in Verlegenheit sein, etwas zu erwählen, welches meinen vollkommenen Beifall hätte, denn die Güter dieser Welt dünken mich so unvollkommen, und ihr Besitz so fade, daß ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen kann.

Da ich durch die Erfahrung überzeugt bin, daß die größten Ehrenstellen dieser Welt durch tausenderlei Kränkungen erlangt werden, allezeit den Neid zur Begleitung haben, einer Menge unangenehmer Zufälle unterworfen sind und größtentheils mit einer traurigen Katastrophe endigen, so würde ich sie, wie ich glaube, ausschlagen, wenn sie mir selbst angetragen würden.

Ich weis, daß die Reichthümer durch Arbeit, Beschwerden, Betrug, Wucher und tausend ähnliche Wege erworben werden, daß ihr Besitz von Geiz, Furcht, Unruhe, Sclaverei und Nachstellungen andrer und einer bittern Trennung in der Todesstunde unzertrennlich ist. Auch begehre ich deren nicht, sondern ich sage vielmehr mit Owe-

nus : *Nec paupertatem, nec opes desidero magnas : Nolo parum, nimium non volo sed mihi sat.* Doch auch dieser Wunsch scheint mir unnöthig, wenn ich bedenke, daß uns Gott allezeit so viel giebt, um leben zu können : *cum paucis natura contenta.* Sobald wir nicht genug haben, unser Leben zu erhalten, sterben wir und dann haben wir kein Bedürfniß mehr. Ja, wird man mir sagen, leben und leben ist zweierlei; denn ein angenehmes und bequemes Leben ist weit verschieden von demjenigen, welches man in der Dürftigkeit zubringt. Ich antworte als ein Mensch, der beides empfunden hat, daß man keinen Unterschied finden wird, sobald die beleidigte Einbildungskraft sich erholt hat.

Allein, was würde ich mir denn wünschen? Ein langes Leben? Gewiß nicht, denn dieses hieße, mit Vorbedacht die Qualen meines Geistes und Körpers verlängern. Also Gesundheit? Auch das nicht, denn ich finde daß sie eine der vornehmsten Ursachen der Verirrungen meines Lebens und sogar auf gewisse Art die Quelle meiner jetzigen Widerwärtigkeiten ist und überdieß würde ich jetzt, wenn ich mich so wohl wie sonst befände, einer Menge Dinge bedürfen, welche mir, in meinem kränklichen Züstande für diesen Augenblick unnütze sind. Einen Freund also? Nicht im geringsten, denn es würde eine Thorheit sein, nur daran zu denken, da ich durch eine lange und traurige Erfahrung überzeugt bin, daß sich kein solcher Schatz

in der Welt befindet. Nun denn, einen großen und erhabenen Verstand? Auf keine Weise, denn ich habe bemerkt, daß er gemeiniglich sehr nahe an Thorheit grenzt. Doch endlich offenbart mir mein Herz das, was ich wünschen würde: Vergessenheit des Vergangnen, Geduld fürs Gegenwärtige, und eine feste Hoffnung auf die künftige Seligkeit.

Ueber den Nutzen meiner Widerwärtigkeiten.

Durch die Widerwärtigkeiten meines Lebens lerne ich das wahre Glück kennen und aus dem nagenden Kummer, welchen ich empfunden habe, entspringt mir die ächte Freude. Mein gegenwärtiger Mangel lehrt

mich, daß man zum Leben wenig bedarf, und die Gleichgültigkeit, mit welcher mir die Welt begegnet, überzeugt mich, daß ich mehr Werth besitze als ich geglaubt habe. Durch die Entfernung meiner Freunde werde ich gewahr, daß ich ohne sie leben kann und der Mangel der Vergnügungen belehrt mich, daß es keinen vernünftigen Kummer in der Welt giebt.

Je älter ich werde, um so mehr freue ich mich, daß meine Thorheit vorüber ist und bei der Annäherung des Todes fange ich an das Leben weniger zu achten. Wenn ich noch über etwas Verdruß empfinden könnte, so wäre es darüber, daß ich mich ehedem mit Kleinigkeiten abgegeben habe, welche keine Aufmerksamkeit verdienten und wenn

ich mich gegenwärtig über etwas belustigen könnte, so würde ich nur über das Glück spotten, welches anstatt, mich durch wiederholte Leiden, mit denen es mich überhäuft, zur Verzweiflung zu bringen, von meinem Geiste geringer geachtet wird, als der Staub unter meinen Füssen. Die Hoheiten dieser Erde dünken mich Träume, von denen der menschliche Geist bezaubert sein muß, wenn er sie schön finden soll. Ihre Reichthümer dünken mich Koth, woran man sich die Hände besudelt; und da sie nichts anders als ein Auswurf der Erde sind, so kommen sie mir ganz wie tönerne Puppen, mit denen man die Kinder spielen läßt. Der Beifall und der Tadel der Welt halten einander völlig die Wage; man kann sie auf keine

Seite neigen, wenn man nicht in die andre eine Hand voll verwirrter Einbildungskraft wirft.

Wie ich merke, ist die Freundschaft der Menschen von der Natur des Windes, welcher sich jeden Augenblick verändert und den der mindeste Regen der Widerwärtigkeit mit einem Mal vertreibt.

Ja, glückliches Unglück! angenehme Kränkungen, reizende Verachtung, süße Verlassenheit von Freunden, euch danke ich die Rückkehr meiner gesunden Vernunft, ihr bringet wieder Licht in meine Seele, welche lange Zeit durch die groben Neigungen des Körpers fortgerissen, ohne euern Beistand nicht begreifen konnte, daß alles unter der Sonne nichts ist als Eitelkeit und Thorheit.

Ihr bereitet mir dem Glück zum Trotz, aus den Widerwärtigkeiten einen Wohlstand und machet mich mitten im Mangel zum reichsten Manne in der Welt. Ihr lasset mich die Vernachlässigung meiner mit Verachtung ansehen und mich vergessen, daß es Geschöpfe auf der Welt giebt, welche man Freunde nennt.

Ja, eurer wohlthuenden Gesellschaft bin ich eine Glückseligkeit schuldig, welche keine irdische Macht zu trüben vermag. Dieß ist der Zeitpunkt, wo mein Unglück endigt und keine widrigen Zufälle mehr zu fürchten sind; wo die Arbeit aufhört und die Ruhe beginnt. Hier bin ich über die Bosheit des Glücks erhaben, denn ich begebe mich unter den Schutz des Himmels, welcher nach

seiner gewöhnlichen Barmherzigkeit die Bezahlung unsrer Verbrechen in der Reue schlechter Münze nimmt, welche für uns ein ewiger Schatz wird, nachdem sie durch das Blut des Erlösers als mit einem Stempel geprägt worden. Ich füge bloß dieß noch hinzu, „ daß es in Widerwärtigkeiten leicht sei, den Tod zu verachten, aber derjenige ist und handelt größer, welcher das Elend zu ertragen versteht. *)

Ueber die Verzweiflung.

Man verzweifelt entweder an seiner Seligkeit oder an der Welt. Das erstere ist

*) *Rebus in adversis, facile est contemnere mortem:*
Fortius ille et agit, qui miser esse potest.

ohne Zweifel ein großes Verbrechen, welches den Sünder jedes Antheils an der Barmherzigkeit Gottes beraubt, wann es ihn zu einem Angriff auf sein eigen Leben verleitet. Saul, Judas und tausend andere haben sich durch die Verzweiflung in ewige Qualen gestürzet; da hingegen David, Petrus rc. durch das große Vertrauen, welches sie in die Göttliche Erbarmung setzen, Gnade gefunden haben.

In Betreff der Sünde wider den heiligen Geist, von welcher der Heiland redet, giebt es verschiedene Meinungen: ich meines Theils glaube, daß Gott unter dieser Sünde die Verzweiflung verstehe, welche in dieser und jener Welt nicht vergeben werden kann.

Die zweite Art von Verzweiflung ist diejenige, in welche man in Betracht der Dinge dieser Welt verfällt. Wenn z. B. ein Mensch durch das böse Geschick sich verfolgt sieht, und von Widerwärtigkeiten darnieder gedrückt wird, durch den Verlust der Güter, der Gesundheit, der Ehre, des guten Rufs, der Freiheit, durch die Verfolgungen seiner Feinde u. s. f. Ob aber gleich diese Verzweiflung die Frucht eines schwachen Geistes oder eines feigen Herzens ist, welches nicht Standhaftigkeit genug besitzt, den Stürmen Trotz zu bieten, so kann sie dennoch oft bewundernswürdige Wirkungen der Seele hervorbringen, welches David sehr wohl erkennt, wenn er im 119 Psalm sagt: „Es ist mir lieb, daß du mich gede-

müthiget hast, daß ich deine Rechte lerne. Der heilige Augustin drückt diese Wahrheit sehr gut in diesen Worten aus: *Felix necessitas quæ salutem operatur.* Gott läßt uns oft erkennen, daß wir auf einem Pfad voll Dornen zu ihm kommen. „Darum siehe, ich will deinen Weg mit Dornen vermachen.“ Hos. 2, 6. Sankt Jerom meint, daß der allezeit barmherzige Gott bisweilen zu läßt, daß wir durch die Widerwärtigkeiten zuletzt genöthiget werden, die Eitelkeiten der Welt zu fliehen, und unsre Zuflucht zu ihm zu nehmen. Wenn ein Unglücklicher über die Widerwärtigkeiten seines Lebens nachdenkt, so sieht er ein, daß die Hand Gottes alle diese Unglücksfälle lenkt, und oft die Anschläge vernichtet, welche er zur

Erreichung seines vorgesetzten Zwecks gemacht hatte. Ob man sich gleich zuweilen einbildet, daß man durch den glücklichen Ausgang seiner Unternehmungen seinen Vortheil befördern würde, so läßt doch die Göttliche Fürsehung, welche besser weis, als wir, was uns nützlich ist, dasselbe nicht zu, und vereitelt unsre Hoffnungen, indem sie uns die Wohlthat erweiset, uns gleichsam mit Gewalt zu Gott zu führen. Der heilige Gregor legt in seiner 36 Homilie diesen Sinn der Stelle bei: Gehet aus auf die Straßen und Fußsteige, und nöthiget sie, herein zu kommen, damit mein Haus voll werde. Und der heilige Bernard sagt bei dieser Gelegenheit, daß Gott in Absicht des Heils der Menschen gemeiniglich drei Arten

von Berufungen gebrauche: die erste erweist uns seine Barmherzigkeit, indem er unser Herz durch die Eingebung des heiligen Geistes rührt, welcher uns lehret, daß auf dieser Welt unsrer Aufmerksamkeit nichts würdig ist, als der Dienst und die Liebe, so wir Gott erweisen. Eine solche Berufung gleicht einer goldnen Angel, mit welcher Gott seine Auserwählten unter dem großen Haufen der Sterblichen fängt.

Die zweite Berufung ergeht an uns durch die Vorbilder der Heiligen, den Unterricht der Prediger, oder vielmehr das Lesen der heiligen Schrift: und diese kann eine silberne Angel genannt werden.

Die Dritte ist eine Angel von Eisen, und besteht in der Noth, der Verachtung der

Welt, dem Mangel, den Gefahren, der Verläumdung u. s. f. Dieses sind die dem Anscheine nach widrigen Zufälle, welche den Sünder nöthigen, sich zu Gott zu bekehren, wie der Prediger sagt: "Die Leiden dieses Lebens machen die Seele nüchtern."

Wir sehen täglich Beweise dieser Wahrheit: die Erfahrung, daß verschiedene große Sünder, welche unter der Last ihrer Leiden gleichsam erlagen, den Weg der Gottlosigkeit endlich verlassen, und zu der heilsamen Arznei des Vertrauens auf das Verdienst Christi ihre Zuflucht genommen haben, beweiset uns, daß die Verzweiflung, welche, wie das Sprichwort sagt, zuweilen den Mönch macht, die Verachtung nicht allezeit

verdient, mit welcher die Welt, stets geneigt alle Sachen auf der schlimmsten Seite zu nehmen, ihr begegnet. Verachte den Sünder nicht, der von seiner Missethat lässet: Jeder nehme das wohl in Acht, damit ihn der Tadel des Ungerechten nicht mit ewiger Schande bedecke.

Ueber den Glauben.

Der Glaube ist der Zaum der Vernunft; wenn diese aber auf das Gebiß beißt, so stürzt sie sich leicht in den Abgrund. Unsre schwache Vernunft ist nicht vermögend, nur die sichtbaren Dinge zu begreifen, wie könnte sie sich also zu den unsichtbaren versteigen. Sie ist uns bloß zur Führerinn in die-

ser Welt gegeben, aber der Glaube, indem er die Vernunft unter das Joch der Offenbarung gefangen nimmt, soll uns in jene leiten. Dieß kann nicht anders als sehr wohlgefällig vor Gott sein, dem wir dadurch unsere Vernunft zum Opfer bringen, welche doch das größte Vorrecht ist, so wir vor den andern Thieren der Erde besitzen.*) Jeder Mensch, welcher die Lehren seiner Religion glaubt, ist nach dem Gesetz ein rechtschaffner Mann, und wird von den übrigen für einen frommen Mann genom-

*) Aus eben dieser Ursache uns aber auch nicht von Gott gegeben sein kann, daß wir uns ihrer in der wichtigsten Angelegenheit unsers Lebens nicht bedienen, sondern sie als unnütz, oder gar schädlich verwerfen sollten.
A. D. Übers.

men. Dieses allein scheint mir ein großer Gewinn, den uns in dieser Welt der Glaube gewährt, selbst wenn kein anderer von ihm zu erwarten wäre. Ein Mensch, welcher nichts glaubt, ist ein Ungeheuer, denn er lebt, ohne zu wissen, warum? und stirbt, ohne zu wissen, was mit ihm werden wird. In dieser Welt ist er des Trostes der Hoffnung beraubt, und in jener wird er durch die Gewißheit der ewigen Strafen beschämt werden.

Ich erinnere mich, daß in Frankreich von zwei Edelleuten erzählt ward, welche in ihrer Jugend auf der Akademie eine enge Freundschaft unter sich geschlossen hatten, und sich dann, als sie dieselbe verließen, auf mehrere Jahre trennten, da der eine

Soldat, und der andere in der Folge Kapuciner geworden war. Eines Tages trafs sichs, daß derjenige, welcher die Waffen ergriffen hatte, auf der Neuen Brücke zu Paris zwei Kapucinern begegnete, wovon er die Gesichtszüge des einen zu kennen glaubte. Er näherte sich ihm, und fand, nachdem er seinen Namen erfahren hatte, daß es sein Universitäts-Freund war. Als er ihn umarmte, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu sagen: Ach armer Freund, wie beklage ich sie, wenn es kein Paradies giebt! worauf der Mönch antwortete: Ich würde in dieser Welt wenig verlieren, aber sie mein Herr sind zu beklagen, wenn es eine Hölle giebt.

Ueberdieß wird in dem gemeinen Leben der, so nichts glaubt, von den Rechtschaffe-

nen verachtet und verabscheut, und selbst die Gottlosen hüten sich vor ihm. Ich weis wohl, daß meine natürliche Leichtgläubigkeit mich der Gefahr, betrogen zu werden, oft blos stellt, allein ein anerkannter Atheist wird mich niemals überlisten.

Ueber die Faulheit.

Unter allen Lastern scheint die Faulheit am erträgligsten zu sein, und nimmt den vortheilhaftesten Schein an; denn es scheint, als ob in der Unthätigkeit keine Bosheit läge, und durch Nichtsthun niemanden Unrecht geschähe. Doch ist das Nichtsthun nicht weniger ein Verbrechen, weil die Natur, welche alle Dinge zu einem gewissen Zweck hervorgebracht hat, auch von dem Men-

schen Arbeit und eine dem Stande eines jeden gemäße Beschäftigung fordert.

Der Faule macht in seiner Person das Werk des Schöpfers unnütz. Er dünckt mich nicht einmahl so viel werth, als eine Sau, seine liebe Verwandte: denn ob diese gleich nichts thut als fressen und grunzen, so wird sie doch wenigstens fett, und dadurch zur Nahrung des Menschen brauchbar, da hingegen der Faule weder während seines Lebens, noch nach seinem Tode zu etwas taugt.

Die Faulheit steht in der Reihe der sieben Todsünden zulezt, und es scheint, als ob man sie ihrer außerordentlichen Schändlichkeit wegen mit Fleiß dieser strafwürdigen Gesellschaft angehängt hätte. Sie ist das Hauptkissen des bösen Feindes, und der Thron

der Sünde, worauf sie allen Arten von Verbrechen Audienz giebt, welche der Teufel als Ceremonien Meister einführt, und vorstellt, damit der Müssiggänger doch wenigstens etwas habe, woran er ein Vergnügen nach seinem Geschmacke finden könne.

Gott bezeugt man seine Ehrfurcht knieend, den Großen der Erde stehend, und dem Teufel liegend, indem man sich, ohne etwas zu arbeiten, auf das Sopha ausstreckt. Die liebste Schwester der Faulheit ist die Schwelgerei; denn ohne diese würde jene weder bei den Großen so leicht Zutritt erhalten, noch von dem gemeinen Haufen so gut bedient werden.

Die Faulheit allein hat das Geheimniß gefunden, ohne Beihülfe des Körpers Gott

durch jede Art böser und unreiner Gedanken zu beleidigen, und überdieß versorgt sie uns noch mit verschiedenen Gattungen von Übeln und Krankheiten.

Ich würde sie als eine Frau malen von weichlichem Ansehen, und langsamen Gang, angethan mit einem Gewand aus Spinnwebe, dessen Schleppe der Schlaf trüge. Sie selbst müßte sich auf den Arm ihres ersten Hofkavaliers, des Hungers, stützen und ihr Gefolge das Elend seyn. Den Frühling ihrer Jahre bringt sie auf einem Ruhebette und den Herbst derselben im Siechhause zu; denn sie stiehlt die Tage ihres Lebens, und verschwendet ihre Jahre. Zuletzt, wenn sie ihr Leben in schändlicher Weichlichkeit und Nichtsthun verbracht hat, läßt sie ihre Lieb-

linge durch den Tod zu ewigen Arbeiten übergehen. „Wer nichts thut, lernt böses thun: *) auch wachsen auf dem Acker der Faulheit viel Nesseln.“ **)

Ueber das Karneval.

Das Karneval ist ein Überbleibsel des Heidenthums und eine Nachahmung der Bachanalien der Alten; es ist ein den Lastern gewidmetes Fest und diejenige Zeit, wo die Thorheit der Menschen sich in ihrer ganzen Größe zeigt. Es scheint, als ob die Menschen dann, gleichsam aus unwillkührlichem Antriebe und aus Scham über ihre Thorheiten während dieser Zeit ihr Gesicht nicht sehen zu lassen wagten, sondern sich mas-

*) *Homines nil agendo, male agere discunt.*

**) *Il campo del l'accidia è pieno d'ortiche.*

kirten, um alle Freiheit zu haben, Thoren zu sein. In Paris befand sich ehemals, gleich zur Zeit des Karnevals, ein türkischer Gesandter. Als dieser alle Ausschweifungen sahe, welche um diese Zeit begangen werden, so wie die Ceremonien an der Aschermittwoche, schrieb er unter andern an einen seiner Freunde zu Konstantinopel: es gäbe eine gewisse Zeit im Jahre, wo die Christen närrisch würden und nach Verlauf einiger Wochen streuten ihre Priester, an einem hierzu bestimmten Tage, ihnen einen gewissen grauen Staub auf den Kopf, wodurch sie ihre Vernunft wieder bekämen.

Wenn ich das Karneval und gleich darauf folgende Fasten betrachte, so fällt mir dabei das italienische Sprichwort ein: *Poco*

di bene, poco di male. *) Und ich wundere mich, daß die Kirche das Karneval duldet. Doch glaube ich, daß sie dasselbe in der nämlichen Rücksicht gestattet, in welcher ehedem Moses die Vielweiberei erlaubte, wovon der Heiland sagt, daß dieser Gesetzgeber solches den Juden bloß um ihrer Herzens Härtigkeit Willen zulies. Das Gott zu Ehren angeordnete vierzigtägige Fasten, welches unmittelbar auf das Karneval folgt, wo man einige Wochen in Ausschweifungen verbracht hat, dünkt mich nicht übel einem Kusse zu gleichen, welchen ich jemand geben würde, dem ich zuvor ein Paar Hundert Faustſtöße gegeben hätte. Mit einem Worte, das Karneval, welches nichts anders ist als der Vorhof der Hölle, der Untergang vie-

*) Wenig Gutes, wenig Böses.

ler Unschuldigen, die Schäferstunde der Koquetten, die Hundstagszeit für die Menschen, ein Brechmittel des Beutels, ein Gift für die Gesundheit, ein schrecklicher Verführer der Jugend und Henker der Alten, wird niemals meinen Beifall haben und ich trete meinen Antheil denen ab, welche bloß Kleinigkeiten ihre Aufmerksamkeit schenken und Reue dafür ernten.

Der Mann ohne Geld.

Ein Mensch, der kein Geld hat, ist ein Leib ohne Seele, ein wandernder Todter, ein Furcht erregendes Gespenst. Seine Anrede ist traurig, seine Unterhaltung langweilig und lästig. Wenn er jemand besuchen will, so trift er niemand zu Hause und wenn er den

Mund öffnet, um zu reden, so unterbricht man ihn jeden Augenblick, damit er sein Gespräch nicht vollenden könne, weil man fürchtet, er möchte damit enden, Geld borgen zu wollen. Man weicht ihm aus, wie einem, der eine ansteckende Krankheit hat und betrachtet ihn als eine unnütze Last der Erde. Hat er Verstand, so kann er ihn nicht zeigen, und hat er keinen, so sieht man ihn als das schrecklichste Ungeheuer auf zwei Füssen an, welches die Natur hervorbringen kann, wenn sie übler Laune ist. Seine Feinde sagen, daß er zu nichts tauge und diejenigen, welche noch am besten gegen ihn gesinnt sind, fangen sein Lob mit Achselzucken an. Des Morgens erweckt ihn die Noth und des Abends begleitet ihn das Elend zu Bette. Die Frauenzimmer

tadeln sein schlechtes Aussehen und die Buhlerinnen sprechen von ihm als von einem Hermaphrodit. Die Gastwirthe und die Schneider verlangen, daß er wie ein Kameleon von der Luft leben und sich, wie unsre ersten Ältern, mit Feigenblättern kleiden soll. Wenn er ein Urtheil fällen will, hat man keine Aufmerksamkeit auf ihn, und wenn er nieset, saget niemand, Gott helf! Will er etwas kaufen, so fragt man ihn zuerst nach der Bezahlung, und ist er jemand schuldig, so hält man ihn für einen Betrüger. Der Engländer beschreibt seinen Zustand in folgenden vier Zeilen:

A man without mony,
And none he can borrow,
Small is his kope;
And great is his sorrow.

Ueber den Wein.

Gewiß, der Saft der Rebe ist ein Gegengift wider die böse Laune, und die Traube die schönste und merkwürdigste Frucht der Erde. Wüßte der Mensch sich dessen gehörig zu bedienen, so würde er keiner andern Arznei bedürfen; denn dieses Gewächs besitzt bewundernswürdige Eigenschaften. Sein mäßiger Gebrauch macht das Herz fröhlich, den Geist feurig, stärkt den Körper, läßt uns den Kummer vergeßen, singen und tanzen, macht verliebt, kühn und kraftvoll. Man müßte wirklich alles feinen Geschmacks beraubt sein, um kein Vergnügen am Weine zu finden. Die Unterhaltung mit dem Bachus, wenn sie nicht zu lange dauert, ist allerliebst: sie enthält Witz, Freimüthigkeit, Liebkosungen, Lieder und

alles, was Vergnügen bringt. Bromius ist der liebenswürdigste Gott der Heiden und ist würdig, daß alle Leute von Geschmack ihm huldigen. Sobald er aber trunken ist, muß man ihn wieder auf seinen Esel setzen und gerade über die Grenze schicken, denn alsdann ist er ein Greuel, ein Unthier, ein Thier auf zwei Beinen, oder vielmehr ohne Kopf und Füsse. Seinem Munde entströmen Unreinigkeiten und Zoten, er zankt mit jedermann, liebkost mit Schlägen, wirft wüthende Blicke umher, und bezeigt auf eine abgeschmackte und langweilige Art sein Vertrauen. In Erwägung aller dieser Unanständigkeiten billige ich das Verbot des Muhamets, daß alle diejenigen, welche seine Religion annehmen, keinen Wein trinken sollen. Folgende Beschreibung dieses geistreichen Getränks finde ich sehr artig:

Fameux démon de la débauche,
Subtil enchanteur de nos sens;
Objet des plaisirs innocens;
Dont jamais le souci n'approche:
Ami de la bouche & du cœur,
Aimable & superbe vainqueur,
Enfant d'un Dieu, brasier humide.
Joie d'une Divinité,
Esprit de feu, flamme liquide:
Viens, rend nous possesseurs de la félicité.

Ueber den Ruf.

Da der Ruf sehr oft dem Glücke und dem Zufalle seine Entstehung verdankt, so scheint mir, er sei nun gut oder nachtheilig, viel Vorsicht dabei nöthig zu sein. Ein Mensch,

welcher einmal das Glück hat, wenn auch durch Zufall, sich in Ansehn zu setzen, erntet hernach gemeiniglich für alles, was er thut, Beifall ein, weil das Publikum, welches dem größern Theile nach blind zu urtheilen pflegt, einmal für ihn eingenommen ist.

Ich habe einen Offizier gekannt, welchem das Glück aus Laune eine Säule des Ruhms errichtete, indem es ihm einige Vortheile über den Feind verschaffte, der aus Versehn, oder Zaghaftigkeit nach einem schwachen Widerstande die Flucht nahm. Es giebt itzt noch einen General, *) welcher von seiner Kindheit an die Waffen getragen und zu seinem

*) Dieser ist wahrscheinlich nunmehr längst todt, aber darum sein Geschlecht nicht ausgestorben.

A. D. Übers.

Glücke sich noch niemals bei einer Bataille befunden hat, wo er seinen Muth hätte zeigen können; der aber als ein Mann von Kopf während dreißig und mehr Jahren, als er im Dienst ist, sein Hasenherz so gut zu verhelen gewußt hatte, daß er zuletzt nach seiner Anciennität General geworden war; allein die Schlacht bei **, wo er sich unglücklicher Weise für ihn mit befand, hat den Zustand seines Herzens offenbart, und seinen falschen Ruhm beschämt. Wenn er so glücklich gewesen wäre, vor diesem Versuch seiner Herzhaftigkeit zu sterben, würde ihn das Publikum ohne Zweifel für jeden andern haben gelten lassen, als der er wirklich ist. Seneca sagt sehr richtig: daß es oft gut sey zur rechten Zeit zu sterben und daß langes Leben manchem

keine

keine Ehre macht. *Cogita, quantum boni opportuna mors habeat, multis diutius vixisse nocuit.*

Oft habe ich auch das Ansehen solcher Leute auf sehr seichtem Grunde befunden, welche für sehr verständig und gelehrt gehalten wurden, und die zuweilen aus langer Weile zum Zeitvertreibe ein Buch aufgeschlagen und einige Sentenzen oder Bonmots auswendig gelernt hatten, welche sie hernach beiläufig anbrachten und von Personen, die ihnen an Unwissenheit völlig gleich waren, als Leute von Verstand und Kenntnissen gerühmt wurden.

Noch andere giebt es, welchen die Natur ein feierliches Ansehen und die Gabe verliehen hat, durch ein düstres, einfältiges Schweigen lange Weile zu machen, welches ihnen

dann als Empfehlungsschreiben dient, vermöge dessen man sie für weise hält. Dieses ist ein sehr alter Irrthum, welcher schon zu Salomons Zeiten seine Anhänger hatte. Sprichwört. 17, 28. „Ein Narr, wenn er schwiege, würde auch weise gerechnet und verständig, wenn er das Maul hielte.“ Ich habe einen Obersten gekannt, welcher übrigens ein braver Mann, aber so unwissend war, daß er allezeit in Verlegenheit kam, wenn er sich in einer Gesellschaft befand, wo man von etwas anderm, als vom Kriege sprach. Dieser Cavalier hatte einen Freund, dem es nicht am Verstande gebrach; diesem entdeckte er eines Tages seinen Kummer über seine Unwissenheit und fragte ihn um Rath, wie er sich benehmen müsse, daß die Welt

diesen Fehler nicht gewahr würde. Der Freund belehrte ihn in wenig Worten, daß, wenn er sich in einer Gesellschaft befände, wo die Unterredung auf Dinge fiele, welche über seine Einsicht reichten, er ein tiefes Stillschweigen und die größte Aufmerksamkeit beobachten, nach beendigter Unterredung aber sagen müsse: „Über diesen Gegenstand meine Herren, wäre noch sehr viel zu sagen:“ worauf er alsdenn stillschweigen solle. Denn sagte er, da diese Leute es überdrüßig sind, immer von einerlei Sache reden zu hören, so werden selbige Sie nicht um Ihre Meinung befragen und demungeachtet glauben, daß Sie einige Kenntniß davon besitzen.

Da endlich der Ruf oft auf so seichten Gründen beruht, so dünkt mich, daß man

ihm nicht so leicht Glauben beimessen, noch auf sein Ansehen über Leute absprechen müsse, von denen man keine nähere Kenntniß hat. Übrigens ist derjenige glücklich, der in gutem Rufe steht, wenn er ihn auch nicht verdient hat, und wehe dem, welchen das Gerücht verdammt, sei er auch noch so unschuldig, denn *opinione regitur mundus.* *) Es ist schlimm genug, daß man heut zu Tage in der Welt nicht für das gilt, was man ist, sondern für das, wofür man gehalten wird. Auch hängt der Ruf nicht allezeit von uns selbst ab, sondern von den guten oder schlimmen Begriffen, welche die Thorheit andrer sich von uns macht.

*) Die Welt wird durch Wahn regiert.

Ueber Italien.

Italien ist das Meisterwerk der Natur. Es kommt an Annehmlichkeiten und Reizen gleich nach dem Paradies, und ist die größte Zierde der Erde, die Krone von Europa. Sein Klima ist das mildeste und angenehmste der Welt, und sein Boden der fruchtbarste in allen christlichen Ländern. Sein Wein gleicht dem Nektar und seine Früchte den Gewächsen Edens. Seine Fluren gleichen den elisäischen Feldern und seine Flüsse den schönsten Kristalquellen im Reiche Neptuns. Die Städte daselbst scheinen ganze Provinzen und die Häuser bezauberte Paläste zu sein. Im Heidenthum war es die Herrscherin der Welt und in der Christenheit reicht seine Herrschaft bis gen Himmel. Es ist das Vaterland der Wissen=

schaften und die Mutter großer Männer. In seinem Schoße entsprang die Ehre und von hieraus verbreitete sich die Vernunft über ganz Europa. Was der Löwe ist unter den vierfüssigen Thieren, der Adler unter den Vögeln und der Mensch unter den Geschöpfen der Erde, das ist der Italiäner unter den Menschen. Alles, was er vornimmt, ist auf Vernunft gegründet, was er sagt, ist das *non plus ultra* des menschlichen Geistes, und seine Gedanken sind wahre Spuren der himmlischen Abkunft. Bei allen seinen Vergnügungen hat der Geist mehr Antheil als der Körper, und wenn er diesem einige Befriedigung zugesteht, so ist sie gewiß von äußerster Feinheit. Selbst der Spanier, so stolz er übrigens ist, setzt diese Nation der seinigen vor, indem er im Sprichworte sagt:

No ay hombre en baxo del sol,
Come el Italiano y l'Espagnol.

Die Verleumdung der übrigen Nationen, in Betreff des Italiäners, deckt nur zu sehr ihren Neid auf und da dieser der Schatten der Tugend ist, so beweiset selbst dieses entehrende Laster die Würde des Italiäners. Seine Anrede ist bescheiden, sein Betragen höflich und mit einem edlen Ernst verbunden. Seine Freundschaft gleicht dem Reichthume, welcher nur mit Mühe erworben wird; sobald man aber einmal im Besitz derselben ist, hat man einen unschätzbaren Schatz gefunden. Er beleidigt niemand, ist aber bei der geringsten Beleidigung äußerst empfindlich: wenn der Gegenstand eines Streits nicht die Ehre betrifft, so thut er ihn als ein braver Mann mit

dem Degen in der Faust ab; sobald man aber seine Ehre angreift, kann ihm nur der Tod volle Genugthuung verschaffen. In Italien drückt der Höhere den Niedern nicht, *) und der Geringere versagt dem Vornehmern die gebührende Achtung nicht. Niedrige Beschimpfungen sind in diesem Lande nicht Sitte, gemeiniglich bezahlt die Verleumdung mit dem Leben. Bei den Festen der Italiäner herrscht die Mäßigkeit, und die Nüchternheit wartet bei Tische auf. In ihrem Lande ist Bachus unehrlich, und der Schwelger den unreinen Thieren beigezählt. Die Vernunft ist daselbst unbekannt mit den Dünsten des

*) An dieser unrichtigen Behauptung merkt man, daß der Verf. seiner Vorliebe für dieses übrigens allerdings vortreffliche Land zu blind auf Kosten der Wahrheit folgt.

A. d. Übers.

Weins und der Saft der Rebe bringt niemals jemand ins Unglück. Der Italiäner mischet sich nicht in die Geschäfte andrer und seine Klugheit hält ihn zurück, dir die seinigen zu vertrauen. Kurz er ist in seinem Leben ein Meisterstück der Natur und stirbt als ein vernünftiger Mann, der von seiner Fortdauer überzeugt ist.

Ueber die Freude.

Die Freude ist gemeiniglich ein Zeichen der innern Zufriedenheit, und diese kann selten ohne ein gutes Gewissen Statt finden; auch sehe ich gern fröhliche Leute, und kann die Sauertöpfe nicht leiden, deren mürrische und verdrießliche Gesellschaft uns lange Weile und Eckel macht. Ich erinnere mich

aus meiner Kindheit, daß wenn ich zu Leuten kam, die man mir gelehrt nannte, mir gemeiniglich selbige so hypochondrisch vorkamen, daß sie mir eine Art von Abscheu für das Studiren einflößten. Ich meine aber nicht jene ausschweifende Freude, welche in häufiges Lachen ausbricht, gern plaudert wie ein Papagei, springt wie eine Elster, und Dinge vornimmt, welche nahe an Narrheit grenzen: sondern ich verlange eine Fröhlichkeit, welche den Wohlstand nicht überschreitet, eben so viel Zufriedenheit mit andern, als mit sich selbst an den Tag legt, ihren Höflichkeiten durch ein heitres Gesicht mehr Reiz giebt, mit unter ein Wörtchen zum Lachen hervorbringt, und auch andern Zeit läßt, uns zum Lachen zu bringen,

wenn sie die Reihe trifft. Die finstern Personen sind mir zuwider, welche durch ihre ernsthafte Miene aller Welt Ehrfurcht einprägen, und von nichts anders als von Staatssachen, moralischen und philosophischen Gegenständen sprechen wollen, ohne jemals ein Lachen erregendes Wörtchen, oder irgend eine angenehme Erzählung zur Belustigung darein zu mischen.

Verum pone moras et studium lucri,
Nigrorumque memor, tum licet ignium:
Misce stultitiam consiliis brevem.
Dulce est desipere in loco

Hor.

Eine artige Anekdote und ein Gläschen guter Wein würzen vortrefflich die Unterhaltung geistvoller Personen, da hingegen

jene Sonderlinge und die Wassertrinker oft eine gute Gesellschaft verstimmen.

Vina bibant homines, animalia cœtera fontes:
Absit ab humano pectore potus aquæ.
Ovid.

Ich sage nicht, daß man sich um seine Vernunft trinken solle; allein ein wenig von dem Safte der Traube weckt unsern Geist zu lustigen Erzählungen, muntern und schnellen Antworten, artigen Zweideutigkeiten und tausend andern Kurzweilen, welche zur Erheiterung des Verstandes geschickt sind. Mich dünkt, daß oft eine fröhliche Unterhaltung uns nicht weniger Nutzen, als ein ernsthaftes Geschäft Vortheil gewährt. Derjenige, welcher in guter Gesellschaft nur von

dem spricht, was er gelesen hat, bringt es dahin, daß man ihn und seine Autoren für vollkommene Lehrmeister in der Kunst, lange Weile zu machen, hält.

Die Freude ist das Gegengift des Kummers; sie verscheucht die Krankheiten des Körpers, erhält den Geist in Thätigkeit, und spottet der Launen des Glücks: sie stillet die Stürme des Ungemachs, macht uns dadurch für die Annehmlichkeiten des Lebens empfänglich, und verlängert solches um ganze Jahre. Die Menschen lieben sie, und sie lindert deren Sorgen.

*L'allegrezza nutrisce la vi**)

Ueber die Traurigkeit.

Bei genauer Erwägung aller Dinge finde ich nichts in dieser Welt, welches der Freude

*) Die Fröhlichkeit erhält das Leben.

oder Traurigkeit werth sei. Doch scheint mir erstere wegen ihres heilsamen Einflusses auf die Gesundheit des Körpers vernünftiger als letztere zu sein, weil diese den Menschen verzehrt wie Feuer das Wachs. Die Traurigkeit ist die Begleiterinn des Unglücks, und dieses ist eine Geburt der Einbildungskraft; denn da dieselbe gemeiniglich nur in einer falschen Vorstellung der Gegenstände besteht, welche unsre durch die Eigenliebe verwöhnten Gedanken als widrige, unsrer Betrübniß würdige, Ereignisse ansehen, so hält sie uns ab, den Grund unsers Kummers, welcher oft eine bloße Schwachheit ist, zu erforschen. Weil nun aber alles, was wir in der Welt sehen, besitzen, lieben, hassen, suchen oder vermeiden, der Vergehung un=

terworfen ist, und weil alles, was verge- hen muß, eigentlich ein Nichts ist, dem die Natur irgend eine Bildung oder Gestalt die- ser Erde als Maske gegeben hat, so halte ich es für eine bemitleidenswerthe Thorheit, wenn ich den menschlichen Geist so fest an das Irdische gekettet sehe, daß ihn ein sol- ches Nichts beunruhigen kann.

Der Mensch ist zuweilen außer sich über den Verlust seiner Güter, ohne welche er doch in die Welt gekommen ist, und ohne welche er auch in den Staub zurück kehren muß. Ein anderer empfindet einen über- mäßigen Schmerz über den Tod eines Freun- des oder Verwandten, ohne zu überlegen, daß der Mensch, welcher nur ein wandern- der Erdenklos ist, nicht immer dauern kann,

sondern daß er, nach dem gewöhnlichen Schicksale aller Thiere, endlich wieder zu Staube werden muß, so daß die, welche sterben, den Zurückbleibenden bloß um einige Tage voran gehen. Ein Dritter beweint heute seinen äußersten Mangel, welcher morgen vielleicht nichts mehr bedürfen wird. Ein Vierter vergeht vor Ärger, über die Schmählerung seines Ruhms durch die Zunge eines Verleumders, und giebt zur Ursache seines Verdrusses Worte an, welche bloß die Luft in Bewegung setzen, und deren Eindruck wenig mehr Dauer als ihr Schall hat, wovon der dauerhafteste nur einige Augenblicke länger der Zeit widersteht. *Vanitas vanitatum, & omnia vanitas*! Nur das ist eine vernünftige Traurigkeit, welche

unser

unser Gewissen in Hinsicht Gottes und unsers Nächsten in uns erweckt.

Da ich von der Traurigkeit spreche, fällt mir ein, auf welche sinnreiche Art einst ein Weiser die Königin Arsinoe tröstete, welches Plutarch ungefehr mit diesen Worten erzählt.

„Als Jupiter den unterirdischen Geistern die Ämter des Reichs der Finsterniß austheilte, stellte sich auch die Traurigkeit, welche mit zu dieser Gesellschaft gehört, vor den Obersten der Götter, doch etwas spät, als er schon die vornehmsten Würden des Schattenreichs vergeben hatte. Von den Bedienungen, welche noch zu vertheilen übrig waren, gab ihr der Vater der Götter zu ihrem Antheil die Thränen, die Seufzer, die Klagen und alle diejenigen Empfindungen, wel-

che der Verlust einer geliebten Person ein=
flößt. Da nun jeder Geist der Unterwelt
nur zu denjenigen Personen kommt, welche
ihm Ehre erweisen, so verweilt auch die
Traurigkeit nur da, wo Weinen, Seufzer
und Verzweiflung sich finden. Wollet ihr
also nicht einem Dämon der Hölle Weirauch
streuen und Opfer bringen, so höret auf zu
weinen und euch der Verzweiflung zu über=
lassen. Diese Rede schien der Arsinoe so
vernünftig, daß sie darin Gründe zu ihrer
Beruhigung fand. So muß auch kein
Mensch, welcher nicht bald in die andre
Welt über zu gehen wünscht, um der schreck=
haften Traurigkeit ein Triumpf zu sein, sich
der Schwermuth zum Raube geben, son=
dern die Widerwärtigkeiten dieses Lebens mit

eben dem Gleichmuthe ertragen, als das Schmeicheln des Glücks; denn beides vergeht, und ist daher unsrer Aufmerksamkeit unwürdig.

Ueber das Gewissen.

Das Gewissen ist eine Aufzeichnung dessen, was wir thun, ein unbestechlicher Zeuge unsers Betragens, ein gerechter Richter unsrer Handlungen. Werden diese von ihm gebilliget, so richtet es uns auf in den Tagen des Trauerns, hilft uns Widerwärtigkeiten ertragen, und sichert uns den Besitz einer frohen Ewigkeit. Zeugt aber dasselbe wider uns, so folgt diesem Ausspruche nagende Reue, Angst und Verzweiflung, indem er unausbleiblich durch denjenigen wird bestä-

tigt werden, der uns am jüngsten Tage in den Abgrund des Elends stürzen wird. Natürlich rührt es von dem ersten Eindruck her, den wir in der Jugend vom Guten und Bösen empfangen. Als Beweise dienen: der Jude, der sich ein Gewissen daraus macht, Schweinefleisch zu essen; der Muhamedaner, der es für Sünde hält, Wein zu trinken; der Bramine, so sich scheut das kleinste Geschöpf, das Leben hat, zu tödten; der Christ, welcher über alles dieses spottet. Da also das Gewissen einen oder den andern täuscht, so bestehet es daher blos in den Vorurtheilen der Jugend, und in der Einbildung des Menschen, welche ihm seine Handlungen durch das Mikroskop der von Kindheit auf eingesogenen Begriffe zeigt.

Ist dem also, so sollte man meinen, daß es nicht untrüglich sein, und man nicht immer über das Gute und Böse, nach seinem Urtheil hievon, absprechen könne; allein man muß vor allen Dingen untersuchen, auf welches Ansehen seine Entscheidungen sich stützen, denn nur hievon erhalten sie ihre gehörige Kraft. Es kann aber kein größeres Ansehn geben, als das des Gesetzgebers, und da die Gesetze unsrer Religion unmittelbar von Gott, dem Urheber aller Dinge kommen, die übrigen aber menschlicher Erfindung sind, so beruht unser Gewissen auf sichern Gründen, und das ihrige ist das Spiel ihrer falschen Religion.

Doch ist das Gewissen in Rücksicht der Vergehungen wider das Gesetz der Natur

bei den meisten Menschen übereinstimmend, wenn es gleich im übrigen verschieden ist. Glücklich ist, wer das seinige rein erhält.

Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.
Hor.

Wiewohl das gegenwärtige Jahrhundert so wenig darauf achtet, daß ein schöner Geist in Frankreich sehr Recht hatte, als er über den Laden eines Buchhändlers zu Paris, welcher eine Abhandlung über das Gewissen hatte drucken lassen, diese Verse schrieb:

Mais quel profit t'a pû mouvoir
A imprimer la conscience?
Crois moi, c'est bien folle depense,
Car personne n'en veut avoir.

Ueber die Furcht.

Die Natur hat dem Menschen die Leidenschaft der Furcht zur Wächterin seines Lebens und seiner Güter gegeben, so wie die fünf Sinne als Schildwachen, welche stets bei der Hand sind, ihm von jeder von aussen drohenden Gefahr Nachricht zu geben. Ich halte es daher nicht für billig, daß man den Feigen so sehr verachtet, als wirklich geschieht; denn da die Herzhaftigkeit ein Geschenk der Natur ist, und Niemand sich selbst gebildet hat, so ist es auch nicht dessen Fehler, welcher diesen Vortheil entbehret, indem die Natur ihre Güter austheilet, ohne uns darüber zu Rathe zu ziehen. Auch glaube ich, daß wir diese armen Menschen eher bemitleiden als verspotten

müssen. Ein braver Mann wird seinen Ruhm niemals auf Kosten solcher Hasen suchen, und nicht einmal zugeben, daß man in seiner Gegenwart die Mutter aller Dinge in diesen mitleidswerthen Personen beschimpfe.

Gemeiniglich ist der Feige das Wildpret für den Renomist; denn ob dieser gleich eben so gut in die Familie der Verzagten gehört als einer, so trachtet er demohngeachtet nach dem Schein der Herzhaftigkeit.

Bramarbas seufzt nach einer Schlacht,
Er flucht und lermt; man zieht ins Feld:
Kaum wird ein blinder Lerm gemacht,
So kriecht er hinter sein Gezelt.
Was treibt ihn denn schon aus dem Kampf?
Der Pulverdampf.

Ich habe verschiedene von diesem Charakter gekannt und einige sogar, welche

das Unglück hatten, es mit Leuten aufzunehmen, deren natürliche Sanftmuth und Höflichkeit die Renomisten glauben ließen, ihre Höflichkeit sei eine Wirkung der Furcht. Allein ihr Irrthum kam ihnen in der Folge theuer zu stehen; denn nachdem sie dergleichen höfliche Leute aufs Äußerste getrieben hatten, fanden sie in ihnen eben so viel Muth, als Artigkeit, so daß ihre eigene Feigheit an den Tag kam, und diese Windbeutel einmüthig dem Heere der Verzagten beigezählt wurden.

Esto quod es, quod sunt alii sine quemlibet esse,
Quod non es, nolis, quod potes, esse velis.

Ueber das Tanzen.

Der Tanz ist keine neue Erfindung, sondern von langen Zeiten her eine Belustigung des menschlichen Geschlechts gewesen. Schon die Alten glaubten, daß er die Gesundheit und Behendigkeit des Körpers befördere und selbst den Kriegern sehr nützlich sei: dieses beweisen folgende Verse:

Qui recte scivere choris decorare Deos,
Hi optimi & in bello.

Im sechsten Kapitel des zweiten Buchs Samuelis lesen wir, daß David vor der Bundeslade tanzte, und an einem andern Orte, daß die Judith ein Gleiches that, nachdem sie den Holofernes getödtet hatte. Der gelehrte Grotius berichtet uns, daß der Tanz jederzeit einen Theil des Gottesdien=

stes ausmachte, welchen man ehmals den Göttern erzeigte, und Cicero sagt, daß die Griechen fünf Arten sehr lobenswürdiger Leibesübungen hatten, welche er *Artes gymnasticæ* nennt, und worunter er auch das Tanzen rechnet. Homer nennt den Tanz ein Geschenk und eine Kunst der Götter. Athenäus und Lucian bemerken, daß der vortreffliche Sokrates den Tanz außerordentlich hochschätzte. Ich hätte gewünscht, diesen ehrwürdigen Philosophen in den mancherlei Tänzen einherschreiten, sich drehen und herumspringen zu sehen! denn die alten Schriftsteller merken an, daß er, ohngeachtet seiner verwachsenen Beine, oft getanzt habe. Pyrrhus war dem Tanz so sehr ergeben, daß er selbst Tänze erfand, welche

in der Folge Pyrrhische genannt wurden. Antiochus der Große liebte ebenfals den Tanz so leidenschaftlich, daß ihn Pindar, Jupiter den Tänzer, nennt. Das so berühmte und strenge Sparta schrieb seinen Bürgern ausdrücklich die Übung des Tanzes vor. Alles dieses beweiset, daß das Tanzen von keiner Nation und zu keiner Zeit für unerlaubt gehalten worden ist, als nur allein in unserm Jahrhundert, welches die Raben begnadigt, und über die Tauben unbarmherzig das Urtheil spricht.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Ueber das Gesicht.

Das Gesicht ist die Fackel des Körpers, die Schildwache, welcher die Natur mit Fleiß

ihre Stelle zunächst dem Verstande angewiesen hat, damit durch dessen Wachsamkeit und Fürsorge der Mensch von den ihm drohenden Gefahren benachrichtiget werden, und ihnen sodann durch seine Klugheit entgehen könne. Es empört sich am ersten unter den übrigen Sinnen wider die Vernunft, und ist die Mutter der unordentlichen Begierden. In dem irdischen Paradies brachte es der Seligkeit der Eva den ersten Stoß bei, und verblendet noch heute die Vernunft der meisten Sterblichen. Die Augen sind Verräther des Herzens, und geben den sündlichen Neigungen ihre Entstehung. Sie reden ohne Zunge, und drücken sich sehr deutlich aus, ob sie gleich stumm sind. Die Alten dachten sich die Liebe blind; und doch ist ihr Sitz

in den Augen, aus denen sie ihre ersten Pfeile schießt.

Post visum risum, post risum, venit ad actum;
Post tactum factum, post factum pönitet actum.

Hätte David die Bathsaba, Potiphars Frau den keuschen Joseph, die zwei Alten die Susanna, und Herodes seine Schwägerin nicht angeblickt, wie so viele andere, welche durch das Gesicht zu Vergehungen gereizt wurden, so würden sie sich die Züchtigungen des Himmels nicht zugezogen haben, welche unzertrennlich von dem Bösen sind.

Gemeiniglich sind die Augen die Wasserbehälter des Herzens, und die Thränen dessen Zeugen. Fließen letztere aus Wohlwollen, so gleichen sie Perlen, bringt aber der

Zorn sie hervor, so sind sie giftige Tropfen. Weiberthränen ist auch dann nicht rathsam zu trauen, wenn man sie von ungefähr gewahr wird; denn da ihnen ihre außerordentliche Neubegierde gleichsam nicht gestattet, die Augen zu schließen, so können sie zuletzt die Feuchtigkeiten, woraus die Thränen entstehen, nicht mehr zurückhalten. Dieses haben die Alten sehr richtig beobachtet, und daher mit Recht gesagt.

Dum fömina plorat,
Decipere laborat.

Ueber den Zufall.

Der Zufall ist der erste Minister des Glücks: er ist der Vollstrecker dessen, was diese Gottheit über die Sterblichen beschlossen hat.

Seine Geschwindigkeit gleicht den Gedanken, und seine Ankunft dem nächtlichen Überfall eines Diebes. Zuweilen überrascht er uns durch schnelle Erhebung zu Ehrenstellen, nach denen wir nicht zu streben gewagt hätten, und ein andermal bringt er uns zur Verzweiflung, indem er uns rettungslos ins Verderben stürzt. Oft führt er in einem Augenblicke Gelegenheiten herbei, welche auf unser ganzes übriges Leben, über Glück und Unglück entscheiden. Man könnte, ohne der göttlichen Vorsehung zu nahe zu treten, sagen, des Menschen ganzes Leben sei ein Gewebe von Zufällen, welche gleich einer an unsrer Wiege befestigten Kette uns bis zum Grabe begleiten; gleich günstigen oder widrigen Winden die Segel unsres Glücks

oder

oder Unglücks schwellen; je nachdem ihre Laune ist, uns in den Hafen der Glückseligkeit treiben, oder gegen die Klippen der Trübsale schmettern, wo wir unvermeidlich Schiffbruch leiden. Überhaupt kommt mir der Zufall als ein eifriger Diener des Schicksals vor, welcher es sich Tag und Nacht angelegen sein läßt, dessen oft tyrannische Herrschaft in Achtung zu erhalten. Die tägliche Erfahrung bürgt für diese Wahrheit, für welche das Glück und der Sturz so vieler Tausende eben so viele Zeugen sind.

Ueber die Langeweile.

Es ist den Menschen nicht erlaubt, Langeweile zu haben, denn sie ist eine Frucht des Müssiggehens. Wenn man sich womit be-

schäftiget, so hat man zur Langenweile keine Zeit, und wendet man seine Zeit wohl an, so wird man in den Stand gesetzt, in der Rechenschaft gut zu bestehen, wenn man diese davon abzulegen verbunden ist. Die Langeweile ist eines von den Dingen, welche nicht die Natur hervorgebracht, sondern der Mensch zu seiner eigenen Pein erfunden hat: eine Beschwerde, welche der Weise nicht kennt, der Thor aber überall antrift. Den Thieren ist sie völlig unbekannt, weil sie sich ganz der Führung ihres Instinkts überlassen; nur der Mensch hat Langeweile, weil er frei handeln kann. Und doch ist die Langeweile ein Übel, wofür ein jeder die Mittel in Händen hat. Eine Frau, welche sich mit Flöhfangen beschäftiget, ist mehr werth als ein

Mönch, der Langeweile hat, denn jene thut doch wenigstens etwas, da hingegen dieser die Ausübung seiner Pflichten gegen langweilige Stunden vertauscht.

Die in einer ewigen Arbeit begriffene Natur ruhet keinen Augenblick, sondern beschäftigt sich unaufhörlich mit dem, was zur Erhaltung ihrer Werke nothwendig ist; der Mensch aber will oft lieber Langeweile haben, als diese stets weise und arbeitsame Mutter durch irgend ein nützliches Geschäft nachahmen. Ich habe einen Menschen gekannt, welcher oft über Langeweile klagte, und als ich ihm eines Tages das Geheimniß sagte, sich ihrer zu entledigen, indem ich ihm rieth, sich womit zu beschäftigen, erhielt ich zur Antwort, daß er kein besseres Mittel kenne, sich an der alles zerstören=

den Zeit zu rächen, als mit Nichtsthun sie verstreichen zu lassen.

Ueber den Argwohn.

Der Argwohn ist die Frucht eines bösen Gewissens, und entsteht daher, weil man fürchtet, mit der nehmlichen Münze bezahlt zu werden, welche man an andere ausgegeben hat. Der Räuber glaubt, daß alle Welt stehle, und wer selbst böse ist, hält leicht andre der Bosheit fähig. Neid und Argwohn bringen beinahe einerlei Wirkung hervor: der erstere verzehrt sich selbst, und der andre verursacht unaufhörliche Unruhe.

Der Argwöhnische ist andern eben so sehr als sich selbst zur Last, und stört die Ruhe einer angenehmen Unterhaltung. Er gleicht

einem wilden Thiere, welches oft beißt, wenn man ihm liebkosen will. Gegen alle Arten von Charakteren kann man eher auf seiner Hut sein, als gegen einen Argwöhnischen, denn es giebt kein Mittel, sich gegen ihn zu benehmen. Ein rechtschaffener Mann argwohnt selten, nur der Übelgesinnte legt alles zum Nachtheil aus. Man beleidigt ihn jeden Augenblick, ohne diese Absicht zu haben, denn er weis, daß er nichts als Verachtung verdient. Ich meinerseits will lieber mit einem Argwohnlosen umgehen, dem es an Verstande fehlt, als mit einem Klugen, der argwöhnisch ist. Ersterer wird der Vernunft Gehör geben, der andre aber sich jeden Augenblick ohne Ursache erbittern.

Ueber den Zorn.

Ein witziger Kopf sagt, obgleich der Zorn eine kurze Raserei sei, so veranlasse er doch dauernde Thorheiten. Allerdings ist die auffahrende Hitze den Annehmlichkeiten des Lebens und der Gesundheit ein großes Hinderniß; sie umnebelt den Verstand und beraubt die Vernunft ihres Lichts. Oft bedarf sie wenig Worte, um einen Menschen auf die Zeit seines übrigen Lebens unglücklich zu machen. Durch sie verliert man in einigen Minuten Freunde, deren Erwerb ganze Jahre gekostet hatte. Sie bringt nicht nur oft die geheimsten Gedanken des Herzens an den Tag, sondern macht den Zornigen durch seine unsinnigen Drohungen oft noch lächerlich. Viele brachten die übrigen Tage ihres Lebens in ver-

geblicher Reue hin, daß sie sich auf einige Augenblicke vom Zorn übereilen ließen.

Die Freundschaft eines Menschen, der leicht in Zorn gebracht wird, ist vernünftigen Leuten lästig, und seine Gesellschaft gleicht einem Irrgarten, aus welchem man nicht so leicht kommen kann, als man hereingegangen ist. Vom Zorn bis zur Wuth ist nur ein Finger breit und der vor Zorn Rasende hat mit dem Wüthenden gleiches Recht, ins Tollhaus gebracht zu werden. Der Zorn beraubt einen Menschen des Gebrauchs seiner Sinne und verblendet ihn dergestalt, daß er oft die Gefahr, in welche er sich stürzt, nicht sieht. Er verstopft ihm die Ohren, so daß er nicht auf die Vernunft hören kann und verleitet ihn Worte auszustoßen, welche er sein ganzes Le-

ben hindurch bereut. *L'ira non sá tenir lingua á segno.* *)

Man hat mir an einem gewissen Hofe von einem sehr Jachzornigen erzählt, welcher die Verwegenheit hatte, in des Königs Gegenwart den Degen zu ziehen, den er zerbrach und dem Monarchen vor die Füsse warf, indem er schwur, ihn niemals wieder im Dienst des Königs zu gebrauchen. Natürlich lachte der Fürst über die Tollheit seines Dieners, allein im Augenblick darauf beraubte er ihn aller seiner ansehnlichen Würden und ließ ihn in ein hartes Gefängniß setzen, wo er vierzehn Jahre Zeit hatte, seine übereilte Hitze zu bereuen, und vielleicht seine Freiheit nie wieder erlangt hätte, wenn nicht die Revolution in England ausgebrochen wäre.

*) Der Zorn ist nicht Herr über die Zunge.

Ich habe gefunden, daß der Zornige denen, die ihm zu schaden suchen, alle Augenblicke Blößen giebt und unter allen, die man haßt, am leichtesten gestürzt werden kann. Der Kaltblütige hat allezeit den Vortheil über den Hitzigen, und wenn sie zum Handgemenge kommen, so wette ich auf den ersten. Ich habe viel Beispiele dieser Art gesehen und gefunden, daß der Vernunft, unter der Fahne der Kaltblütigkeit, der Sieg über einen Zornigen nicht schwer wird. Unter allen Fehlern ist der Zorn der menschlichen Gesellschaft am nachtheilichsten; auch schadet er dem, der ihm unterliegt, ohne daß dieser das geringste Vergnügen dafür empfindet. So dient also der Zorn zu nichts, als daß er Gott mißfällig ist, die Gesundheit zerstört, uns un-

Freunde und Wohlfahrt bringt und unsre Feinde ergötzt, indem er uns zu den Thieren herabsetzt. Noch muß man bedenken, daß der Mann von Muth die Raserei eines Zornigen nicht fürchtet, der Feige aber beim kleinsten Geräusch verzagt.

Ueber den Diogen.

Die Macht des Vorurtheils ist in den ältesten Zeiten eben so stark gewesen als in den unsrigen, und ein vortheilhafter Ruf war zu jener Zeit oft eben so sehr die Wirkung einer vorgefaßten Meinung, als er es heut zu Tage ist. Einen Beweis hiervon giebt der bekannte Diogen, welcher ungeachtet seines unsinnigen Betragens, sich als einen angesehnen Philosophen geltend zu machen wußte.

Wenn man die abentheuerliche Lebensart und das ungereimte Betragen dieses so wohlfeil unter die Philosophen versetzten Narren genau betrachtet, so wäre es vernünftiger gewesen, ihm einen Platz im Tollhause anzuweisen, als ihn in seinem Fasse voll Bewunderung anzustaunen. Welchen Übermuth, welche Unverschämtheit verräth er nicht in seiner Antwort, die er Alexander dem Großen gab, als sich dieser zu Korinth befand, wo ganz Griechenland diesem Helden wegen seiner Siege Lobsprüche machte und ihm zu seiner Unternehmung gegen die Perser Glück wünschte. Alexander schmeichelte sich, Diogen würde ein Gleiches thun, und freute sich in Geheim, daß dieser so berühmte Philosoph ihm den Weihrauch streuen würde, welchen

er übrigens jedermann versagte. Da er sich aber in seiner Erwartung getäuscht fand, so ließ er sich herab, selbst zu ihm in die Vorstadt von Corinth heraus zu gehen, um diesen armen Schlucker zu sehen, dessen Narrheit damals so viel Lerm in der Welt machte. Er traf ihn in seinem Fasse liegend, wo er sich an der Sonne wärmte und obgleich dieser stolze Bettler Alexandern erkannte, so stellte er sich doch als ob er ihn nicht sähe. Dieser Ungeschliffenheit ungeachtet grüßte ihn dieser Prinz freundlich und fragte, ob er etwas brauche, worin er ihm gefällig sein könnte, worauf dieser Menschenfeind mit Geringschätzung erwiederte, er verlange weiter nichts, als daß Alexander ihm aus der Sonne gehe. „Wäre ich nicht Alexander, sagte dieser, so möchte ich

wohl Diogen sein". Dieses kommt mir nicht befremdend vor, weil einer wie der andre dieselbe Leidenschaft hatte, für einzig in seiner Art gelten zu wollen und ich weis nicht, welcher von beiden der Stolzeste war. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich den Diogen dafür halte, weil der Stolz in einer falschen Einbildung von sich selbst besteht und ein so großer Fürst wie Alexander, genau zu sagen, weit mehr Recht hatte, sich ein Ansehn zu geben, als dieser schmutzige Philosoph, welcher so arm als eine Kirchmaus war, und doch dem größten Monarchen der Welt nicht den Vorzug über sich einräumen wollte, von ihm eine Wohlthat angenommen zu haben.

Als er sich eines Tages zu Athen befand, lief er am hellen Mittag mit einer Fackel in der

Hand durch die Straßen und sagte, daß er einen Menschen suche. Wenn man unbefangen heut zu Tage einen Menschen dieses Spiel treiben sähe, würde man ihn nicht, unbeschadet des Scharfsinns, welcher unter diesen Worten verborgen sein soll, für einen Narren halten? Was soll man nun von den vielen Nachahmern Diogen's denken, welche durch viel geringere Dinge dennoch weit berühmter geworden sind?

Seine alltägliche Wohnung war ein Faß. Ich wünschte doch zu wissen, in welcher Verbindung ein solcher Aufenthalt mit der Philosophie stünde, und ob dieser eigensinnige Geschmack nicht eher eines Hofnarren als eines Philosophen würdig sei?

Eines Tages befahl er seinen Schülern, daß man ihn nach seinem Tode nicht begraben

solle, da Sonne und Regen ihn doch bald aufzehren würden. „Aber, antworteten diese, wenn man dich unbegraben lässet, werden dich die Hunde fressen.“ „Ihr müßt mir einen Stock in die Hand geben, erwiederte er, so werde ich sie damit verjagen.“ „Wenn du todt bist, sagten jene, so fühlst du ja nichts mehr.“ „Sehet, wie einfältig ihr seid, versetzte Diogen: wenn dem so ist, was kümmerts mich da, wer mich frist, oder was aus mir wird, da ich nichts mehr fühle.“ Es ist wahr, dieß schmeckt ein wenig nach Philosophie, aber dennoch dünkt mich, daß eine solche Denkungsart in Rücksicht seines eignen Körpers wider die Natur streite. Als er sich ein andermal eben ausgekleidet hatte, wälzte er sich nackt im Schnee und auf

Befragen seiner Schüler, ob er nicht fröre, antwortete er: „Hat wohl jemals jemand an die Stirne gefroren?“ Da sie dieses verneinten, setzte er hinzu: „Ei nun, mein ganzer Leib ist Stirne.“ Kann man eine größere Einbildung von sich selbst haben, als wenn einer behauptet, sein ganzer Körper sei eine Hülle des Verstandes? *)

Weil Plato von dem Menschen die Definition gegeben hatte, er sei ein zweibeinigtes Thier ohne Federn, so nahm Diogen einen Hahn und ließ ihn, nachdem er ihm die Federn ausgerupft hatte, in Plato's Akademie laufen. Wer sieht nicht ein, daß dieß eine Beschimpfung für den Plato und vom Diogen

eine

*) Dieß wollte wohl Diogen damit nicht sagen? A. d. Übers.

eine Wirkung des Neids war? Zwar sind zwei Personen von einerlei Lebensart selten gute Freunde, an diesem letztern werden wir aber auch gewahr, daß er von einem der größten Laster in der Welt, nehmlich dem Neide, nicht frei war.

Man fragte ihn eines Tages, welchen Wein er am liebsten tränke: seine Antwort war: „Den, welcher mich nichts kostet.“ Das ist so die Art des niedrigen Geizes, welches hinlänglich beweiset, daß er ein karger Filz gewesen sein würde, wenn er Vermögen gehabt hätte, ob er gleich die Reichthümer, nach Art aller Bettler, zu verachten schien. Auch war er ein Feind des schönen Geschlechts; denn als er einst zwei Weiber an einem Baume hängen sahe, rief er aus: „Wollte doch

Gott, daß alle Bäume dergleichen Früchte trügen!“ Ich glaube mit Recht, daß diese Abneigung gegen das Frauenzimmer entweder von einem Italienischen Geschmacke herrührte, oder bloß eine Wiedervergeltung war; denn es läßt sich vermuthen, daß ein so ekelhafter Mensch als Diogen, bei dem Frauenzimmer wenig Beifall gefunden haben mag.

Es giebt noch viele andere Handlungen und Aussprüche aus seiner Fabrik, welchen das Alterthum viel Werth beigelegt hat, den ich ihnen aber nichts weniger als zugestehen kann. Was mir im Leben dieses Taugenichts am wunderbarsten vorkommt, ist, daß er seine Tage hat ruhig in einem Fasse verleben können und Alexander ihn nicht hat einsperren *)

*) Was hätte denn Alexander dazu für ein Recht gehabt? A. d. Übers.

lassen, um seine Geduld auf eine ächte Probe zu setzen.

Ueber das Lügen.

Das Lügen wird mit allgemeiner Verachtung und allgemeinem Hasse belegt, denn da es der Ehrlichkeit gerade entgegen steht, so ist der Lügner natürlich ein sehr verächtliches Geschöpf. Seine Zunge ist eine Posaune, welche seine Ehrlosigkeit verkündigt und seine Worte sind eben so viele Zeugen, welche die Würde des Menschen entehren. So oft er den Mund aufthut, geräth er in Verwirrung und alle seine Reden verrathen seine Schande, bis er endlich in den Augen rechtschaffener Leute so verächtlich wird, als er den Augen der Gottheit ein Greuel ist. Zu-

letzt sind Haß und Verachtung aller Menschen der gerechte Lohn für die Mühe, welche er sich gab, falsche Gerüchte unter die Leute zu bringen. Ein so ungerechter Richter die Welt beinah in allen übrigen Dingen ist, so ist sie es doch nicht gegen den Lügner, welchem sie schon in diesem Leben seine verdiente Züchtigung wiederfahren läßt. Vergebens braucht er Schwüre, um in den Gemüthern derjenigen, mit denen er spricht, Glauben zu finden; die Wahrheit selbst wird durch seinen Mund verdächtig.

Die Niederträchtigkeit des Lügens wird nirgends mehr sichtbar, als wenn man dagegen betrachtet, wie aufgebracht zu sein jeder Mann von Ehre sich verbunden hält, so bald man ihn der Lügen beschuldigt und wie heilig

einem rechtschaffenen Manne sein Wort sein muß, da er sich zu entehren glaubt, wenn er nicht selbst den Tod der Verletzung desselben vorziehet. Die Römische Geschichte liefert uns wichtige Beispiele, wie sehr diese Herren der Welt die Wahrheit ehrten. Ich begnüge mich ein einziges davon anzuführen, welches aber hinlänglich sein wird, ihre Achtung für diese Tugend in volles Licht zu setzen.

Als Augustus nach der Niederlage des Antonius und der Kleopatra triumphirend in Rom einzog, befand sich unter den Gefangenen, welche ihm folgten, ein gewisser Ägyptischer Priester, welcher in dem Rufe stand, daß er in seinem Leben nur ein einziges Mal eine Unwahrheit gesagt habe. Eine so seltne Eigenschaft zog sogleich die Bewunderung der

ganzen Stadt auf sich und als solches darauf dem Senat hinterbracht ward, glaubte diese erlauchte Versammlung, daß es Pflicht sei, selbst in der Person eines Sklaven der Wahrheit das schuldige Opfer zu bringen. Sie befahl zu dem Ende, ihn sogleich in Freiheit zu sezzen und ihn, da er ein Priester war, unter die Opferpriester aufzunehmen. Auch wurden, um die Regierung Augusts durch eine so seltne Entdeckung zu ehren, dem Ägyptischen Priester Ehrensäulen errichtet, damit dieses Ereigniß auf die Nachwelt käme. *)

*) Auch der Thebaische Feldherr Epaminondas war bei den Alten wegen seiner außerordentlichen Wahrheitsliebe berühmt. Plutarch sagt von ihm, daß er auch im Scherz eine Unwahrheit zu sagen sich gescheuet habe.
A. d. Übers.

Nachdem wir gesehen haben, wie dieses ehrliebende Volk die Wahrheit ehrte, ist es auch billig, die auffallendsten Beweise zu wissen, welche es von seinem Abscheu vor dem Lügen ablegte. Spartianus erzählt, daß unter der Regierung des Claudius zu Rom ein Mann starb, von dem es öffentlich bekannt war, daß er niemals die Wahrheit geredet hatte. Als der Kaiser dieses erfuhr, befahl er, daß dieser berüchtigte Lügner unbegraben bleiben, sein Haus geschleift, sein Vermögen eingezogen und seine ganze Familie auf immer verbannt werden sollte, damit das Andenken eines solchen Bösewichts gänzlich vertilgt würde.

Ob Hannibal gleich der größte Feldherr seiner Zeit war, so gelang es ihm doch nicht, sich

die Achtung der Rechtschaffnen seines Zeitalters zu erwerben, weil er allezeit sein Wort brach, so oft sich eine Gelegenheit zeigte, daß er es mit Vortheil thun konnte und Titus Livius versichert, daß alle Lobsprüche, welche man seinem durchdringenden Scharfsinn in Berathschlagungen, seiner Geschwindigkeit in der Ausführung, seinem Muth in Gefechten nicht versagen könnte, unter diejenigen gehörten, welche man einem vom Glück begünstigten Bösewicht zu geben genöthiget ist. *)

Ueber die Widerwärtigkeiten.

Man bekümmert sich wenig darum, über die Natur der Widerwärtigkeiten, die uns

*) Eine aufmerksame Kritik der Geschichte lehrt uns, daß Livius ein verdächtiger Zeuge der Fehler Hannibals ist und ihm oft zu viel thut. A. d. Übers.

treffen, Betrachtungen anzustellen; unsere beleidigte Eigenliebe übernimmt die Sorge, unserm Verstande ein Bild davon zu entwerfen, und der Himmel weis, wie sie sich dabei benimmt. Sie besitzt die unglückliche Kunst, uns das als einen großen Berg darzustellen, was wir ohne ihr Zuthun kaum von einem Maulwurfshügel unterscheiden würden und weil wir diese ungeheure Masse so lange in Augen behalten, so müssen wir unter ihrer Last erliegen. Unser erschlaffter Geist ist unvermögend, Mittel zu ersinnen, die ihn aufrichten könnten und verfällt er zuletzt in Verzweiflung, so ist er keines Beistands mehr fähig; und in dieser traurigen Verfassung kann er nur im Tode, dem Universalmittel wider alle Übel, Heilung für sich hoffen. Man sagt

mit Recht, das Unglück finde ein Vergnügen daran, uns zu überraschen und komme selten zu dem, welcher auf dessen Empfang sich gefaßt hält. Diese Wahrheit ist mir aus Erfahrung bekannt und ich kann versichern, daß während meines ganzen Lebens mich meist diejenigen Unfälle getroffen haben, welche ich am wenigsten erwartete.

Ein altes Sprüchwort sagt, man habe das Glück oft an der Thüre eines Schlafenden sitzend gefunden, und es lasse diejenigen umsonst laufen, welche dasselbe am hartnäckigsten verfolgen. Auf diese Weise verfahre man mit dem Kummer und ergebe sich der Melancholie nicht. Oft entgeht man dem Wüthen des Sturms, so lange man Gegenwart des Geistes genug behält, um alles in Bewegung

zu setzen, was uns vor dem Schiffbruch schützen kann; wer aber, nachdem er alle Hoffnung aufgegeben, das Steuerruder verläßt und sich der Willkühr der Wellen Preis giebt, hat nichts als einen gewissen Untergang zu erwarten. Was läßt sich erwarten, wenn man darauf bestehet, in einem von allen Seiten brennenden Hause zu bleiben? Unfehlbar wird man von den Flammen verzehrt werden. Würde man nicht weniger Gefahr laufen, wenn man zum Fenster herabspränge? Also erliegt derjenige gemeiniglich unter der Last seines Mißgeschicks, welcher sich durch das Unglück niederschlagen läßt; da hingegen der, welcher unter den mißlichsten Umständen Kraft, sich zu erhalten behält, oft mit Sieg und Ruhm davon geht. Lasset uns also dahin

trachten, unsern Kummer zu mäßigen, die dann mehr als jemals nothwendige Gegenwart des Geistes zu behalten, auf die Güte Gottes zu vertrauen, und alle Mittel anzuwenden, welche die Klugheit an die Hand giebt, um Trost zu finden oder von seinem Falle wieder aufzustehn. Dieß halte ich für das sicherste, wenn man sich in Leiden und Widerwärtigkeiten befindet.

Ueber die Wohlthaten.

Eine schöne Seele kennt kein angenehmeres Gefühl als das Vergnügen, den Elenden beizustehen; da hingegen ein niedriges und am Staube klebendes Gemüth durch die andern erwiesenen Wohlthaten aufgebracht wird. Der edle Ehrgeiz, welcher erstere antreibt,

sich so viele Personen verbindlich zu machen, als deren vom Unglück verfolgt werden, ist gewiß sehr angenehm vor Gott; die Mißgunst aber, welche letztere beim Anblicke des Guten, so andern wiederfährt, zernaget, ist das schändlichste unter den Lastern.

Wir können dem erhabnen Urbilde der Vollkommenheit uns nicht mehr nähern, als wenn wir uns nach allen unsern Kräften bemühen, unserm Nächsten Gutes zu erweisen. Hierdurch können wir auf gewisse Art unserm Vater im Himmel ähnlich werden, welcher ohne Unterschied seine Sonne über Gute und Böse aufgehen lässet. Wenn das Loos der Grossen und Reichen beneidet zu werden verdienet, so kann dieses nur darum sein, weil selbiges sie in den Stand setzt, den Schwa-

chen beizustehen, und diejenigen aufzurichten, welche unter der Last ihrer Leiden erliegen. Nach meinem Bedünken ist es die schätzbarste Gnade, welche ein Mensch von Gott empfangen kann, wenn der gute Wille mit der Macht vereinbart ist: ja ersterer ist schon eine große Tugend, wenn er sich allein befindet.

Schöne Thaten und Handlungen sind das für die Seele, was für den Körper Nahrung ist; und die Wohlthaten, welche man während seines Lebens über andre verbreitet, sind ein gewisses Pfand für diejenigen, mit welchen Gott einst die Wohlthätigkeit und Milde zu segnen verheißen hat. Diese liebenswürdigen Tugenden bleiben nie unbelohnt. Schon in dieser Welt erwerben sie uns die Bewun-

derung, Achtung und Liebe unsrer Zeitgenossen, und sind uns Bürge, daß auch die Nachwelt unser Andenken ehren wird. Ich erinnere mich, irgendwo eine Grabschrift gelesen zu haben, welche sich zu meinem Gegenstande schickt und also lautete: „Der Aufwand, den ich machte, war für mich verloren; meine Besitzungen habe ich andern überlassen; was ich aber den Dürftigen gegeben habe, ist noch mein.“ Gewiß, der Nutzen, welchen aller Aufwand uns gewährt, dauert oft nicht länger, als das Vergnügen, so man dabei empfindet, und dieses ist wahrlich sehr kurz. Die Güter, welche wir im Leben besessen haben, überlassen wir im Tode fremden Händen, die Wohlthaten aber, mit denen wir die Dürftigen erfreuten, sind ein

Schatz, den Gott selbst in Verwahrung genommen, und hundertfältig wieder zugeben versprochen hat, wenn alle andere Güter uns verlassen haben werden. Die guten Wünsche und das Gebet derer, welche wir uns verpflichtet haben, ziehen wir in dieser Welt als Interessen, und zur Belohnung empfangen wir von Gott ein ewig seliges Leben. Nichts geht über das Glück einer Person, welche ihre Neigung, Gutes zu thun, nach Wunsch befriedigen kann. Glücklich ist das Volck, dessen Fürst überzeugt ist; „daß die Freigebigkeit das Gefolge eines Fürsten ausmachen muß.“ *)

Ueber

*) *L'ombra d'un principe deve essere la liberalità.*

Ueber Julius Cäsar.

Dieser berühmte Römer dünkt mich weit über den Alexander erhaben. Von einem bloßen Bürger der mächtigsten Republik, welche jemals existirte, sich bis zur unumschränkten Gewalt über diese stolzen Eroberer der Welt zu erheben; kann man sich etwas größeres als das Talent desjenigen denken, welcher seine ehrgeizigen Absichten bis dahin auszudehnen vermochte, und die Geschicklichkeit besaß, ein solches Vorhaben durchzusetzen? Viel leichter ward Alexandern der Weg zur Herrschaft. Sohn eines klugen und erfahrnen Königs, unter seinen Augen gebildet, durch sein Beispiel angefeuert, Erbe eines blühenden Staats, an der Spitze einer mächtigen, kriegerischen, von Befehls-

habern, welche Meister in der Kriegskunst waren, angeführten Armee, überdem durch ein dauerhaftes und schnelles Glück ohne Beispiel begünstigt: verwundert man sich noch, daß ihm die Eroberung von Asien die verwegenste Unternehmung, die es jemals gab, geglückt sei?

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Name Cäsar unserm Julius wegen seiner langen und schönen Haare, oder auch von dem afrikanischen Worte Cäsar, welches in punischer Sprache einen Elephanten bedeutet, beigelegt worden. Wirklich lehrt uns die Geschichte, daß er in seiner Jugend eines dieser ungeheuern Thiere getödtet habe, und der Elephant, den man auf einigen alten Münzen dieses Kaisers sieht, scheint ein Denk-

mal dieser muthigen That zu sein. Ein Irrthum aber ist es, wenn man glaubt, dieser Name sei ihm deshalb gegeben worden, weil man ihn aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten habe; denn dieses hätte nicht geschehen können, ohne dieser Dame den Tod zuzuziehen, welche ihn jedoch in der Folge nach Gallien begleitete, wie aus den Kommentarien erhellt, die wir von ihm haben.

Niemand, als Cäsar, empfing von der Natur eine Menge so seltner Eigenschaften. Er konnte zu gleicher Zeit lesen, schreiben, einen Brief in die Feder sagen, und sich mit Jemanden unterhalten; druckte sich sehr gut in sieben verschiedenen Sprachen aus, und verstand auch noch mehrere andere. Er besaß eine gründliche Kenntniß verschiedener

Wissenschaften, und schrieb über mancherlei Gegenstände; unglücklicher Weise aber sind uns bloß seine Kommentarien aufbehalten worden. Funfzig ordentlichen Schlachten, in welchen mehr als 119200 Menschen das Leben verloren, hat er beigewohnt, ohne noch die Gefechte zu rechnen, die er während der bürgerlichen Kriege liefern mußte. Als er Pontifex Maximus war, verbesserte er den Kalender, und setzte das Jahr auf 365 Tage. Im Anfange seines Glückes war er voll Güte, Sanftmuth, Gnade, Aufrichtigkeit und Redlichkeit, allein zuletzt ergab er sich, berauscht vom Glücke, dem Hochmuthe, und ward dem Römischen Adel dadurch so verhaßt, daß ihn zwei und sechzig der Vornehmsten, welche gegen sein Leben eine Verschwörung ange-

richtet hatten, in der Versammlung des Senats mit drei und zwanzig Dolchstichen ermordeten. Spurina hatte ihm die traurige Katastrophe lange vorher angedeutet, und selbst am Abend vor diesem traurigen Tage hatte Calpurnia, seine Gemalin, im Schlafe ein ziemlich deutliches Vorgefühl seines Todes. Cäsar glaubte aber, als ihm diese Dame solches erzählt hatte, es sei Schwachheit, daran zu glauben, und begnügte sich, folgende Antwort zu geben.

„Ist es an dem, daß ich morgen sterben „soll, so ist dieß eine Sache, die für diesen „Tag gehört; wenigstens aber werde ich „nicht gezwungen sein, mein Leben hinzu„geben, weil ich dazu entschlossen bin. Ich „mag weder der Wuth meiner Feinde er-

„liegen, noch ihr entfliehen. Das Ziel mei-
„nes Lebens steht bei den Göttern, aber die
„Art, es hinzugeben, ist in meiner Gewalt.
„Ist der Traum der Calpurnia nur die Frucht
„einer schlechten Verdauung oder aufstei-
„gender Dünste, so wollen wir uns morgen
„ein Vergnügen daraus machen, darüber
„zu lachen; kommt er aber von den Göttern,
„so ist es ein Wink, der mich ihrem Rath-
„schlusse nicht entziehen kann, sondern mir
„blos zur Vorbereitung gegeben ist, mich
„unter ihren Willen zu beugen. Überdieß
„habe ich genug gelebt, bin alt, überhäuft
„mit Ruhm, und stehe den berühmtesten
„Helden der Vorzeit gleich; es bleibt mir
„also nichts übrig, als meine Laufbahn zu
„beschließen. Indessen ist Cäsar noch nicht
„todt, sondern nur bereit zu sterben."

Die Geschichte berichtet uns, daß keiner seiner Mörder ihn drei Jahre überlebt habe, und alle eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Der Senat ließ die Thüre des Saals im Capitol vermauern, in welchem dieser große Mann war ermordet worden, und setzte den Tag unter die unglücklichen Tage, an dem diese That geschehen war. Doch kann ich nicht verhehlen, daß Cäsar Fehler hatte, welche einen Schatten auf seine Tugenden warfen, und wenn man den bösen Gerüchten seiner Zeit Glauben beimessen will, so war er der Buhler aller Frauen und Männer.

Ueber den Gottesdienst.

Die Erfahrung, welche uns lehrt, daß wir jedes Vergnügen, so wir genießen, an=

dern verdanken, ist sehr geschickt, uns zu überzeugen, daß es ein mächtigeres Wesen giebt, als wir sind, dem wir unser Dasein und unsre Erhaltung schuldig sind. Nach meinem Bedünken gab diese Betrachtung dem Menschen die Idee von einem Wesen aller Wesen, oder Schöpfer aller Dinge, und flößte ihm, als eine natürliche Folge, die Empfindungen der schuldigen Dankbarkeit ein. Daher also, und nicht aus Furcht und Schrecken, wie dem Römischen Satyriker *) zu Folge, einige Murrköpfe geglaubt haben, entstand der Begrif des Gottesdienstes. Es dauerte nicht lange, so verbanden die Menschen damit das Gebet und die äußerlichen Zeichen der Hochachtung und Verehrung.

*) *Petronius : Primus in orbe Deos fecit timor.*

Man muß geringe Kenntniß von unserm Geschlechte haben, um nicht einzusehen, daß Einfachheit nicht nach seinem Geschmacke, sondern ihm etwas Sinnliches nothwendig ist, womit es sich beschäftige. Die Freiheit, welche man sich nahm, die äußerlichen Merkmale des Gottesdienstes zu vervielfältigen, verunstaltete jene ersten Begriffe, überladete die Religion zuletzt mit einem wunderbaren Gemisch abergläubischer und lächerlicher Gebräuche, und machte sie ganz unkenntlich, so, daß Gott, um uns von einer so schimpflichen Knechtschaft zu befreien, sich so zu sagen den Menschen aufs neue offenbaren mußte; und indem er in uns Begriffe erweckte, welche unser Geist nicht mehr auffassen zu können schien, so gebrauchte er

außerordentliche Mittel, um uns zu sich zu erheben, damit wir ihm die Verehrung erweisen, zu welcher das Geschöpf gegen den Schöpfer verbunden ist.

Ueber den Pompejus.

Man hat sich niemals mehr vor dem Glücke zu fürchten, als wenn es seine Gunstbezeigungen an uns verschwendet. Oft ist nur ein Schritt von der Fülle der Glückseligkeit bis zum Abgrund des schrecklichsten Elends und bei diesem Schritte gleitet man leicht aus. Das sind so die Zeitverkürzungen dieser eigensinnigen Göttinn, deren wunderliche Launen mehr Verachtung als ihre Wohlthaten Dankbarkeit verdienen. Pompejus, der große Pompejus beweiset allein diese Wahrheit mehr

als hinreichend. Groß durch seine Geburt, seine persönlichen Eigenschaften, seine Thaten, seine Ehrenstellen sah er keinen über, keinen neben sich. Doch, ach! wie endigte diese glänzende Laufbahn! Das Glück, als die ausgemachteste Koquette, die es jemals gab, verließ ihn in der Pharsalischen Ebene, um dem Cäsar zuzueilen und erkaufte die Schmeicheleien dieses neuen Liebhabers mit dem Blute von funfzehntausend Menschen von der Armee des Pompejus und mit vier und zwanzigtausend Gefangenen, welche ihm in die Hände fielen. Da Pompejus gezwungen war, zu fliehen, versteckte er sich nebst seiner Frau und einem seiner Söhne in Bauerkleider, und begab sich in einem Schiffe nach den Küsten von Ägypten, von wo aus er den Ptolomäus,

welcher als König daselbst herrschte, um eine Freistatt ersuchen ließ. Nachdem dieser unwürdige Fürst ihm dieses in allgemeinen und zweideutigen Ausdrücken versprochen hatte, ließ er ihn allein ans Land steigen und auf der Stelle unmenschlicher Weise niederstoßen, vor den Augen seiner ganzen Familie, welche im Schiff geblieben und Zeuge dieses blutigen Schauspiels war.

Dieser barbarische Fürst trieb seine Grausamkeit noch weiter; denn in der Meinung, sich dem Cäsar verbindlich zu machen, schickte er ihm den Kopf seines Nebenbuhlers; aber dieser großmüthige Überwinder, weit entfernt, über die Befreiung von einem so gefährlichen Nebenbuhler einige Freude zu bezeigen, konnte sich nicht enthalten, über das

tragische Ende seines ruhmwürdigen Feindes Thränen zu vergießen und dagegen die Treulosigkeit und Undankbarkeit des Ptolomäus zu verabscheuen, welcher keine Achtung für den gehabt hatte, gegen den er die größten Verpflichtungen auf der Welt hatte. *) Zu diesem Beispiele der Unbeständigkeit menschlicher Dinge zählen wir noch den Kaiser Valerianus, welcher in die Gefangenschaft Sapors, des Königs von Persien gerieth und Bajazeth, der von Tamerlan gefangen genommen und in einem eisernen Käfig gesperrt ward, welche beide, wie die Geschichte sagt, ihren stolzen Überwindern, so oft diese zu Pferde steigen

*) Pompejus war der Vormund des Ptolomäus und hatte ehedem dessen Vater die wichtigsten Dienste erwiesen.

A. d. Übers.

wollten, als Fußschemmel dienen mußten. Niemand schmeichele sich demnach, sicher vor den Streichen des Glücks zu sein und diese Beispiele berühmter Unglücklichen mögen die Begriffe, die wir uns gemeiniglich von den Großen machen, berichtigen, und uns die Lehre einprägen, niemand während seines Lebens glücklich zu nennen.

Ueber die günstigen Zeitumstände

Die Hauptsache in dem Benehmen eines Menschen, welcher in der Welt sein Glück machen, oder sich bei den bereits erlangten Vortheilen erhalten will, besteht darin, daß er die günstigen Zeitumstände zu benutzen und zu seinem Vortheile anzuwenden wisse. Denn Glück und Unglück sind sehr oft das Werk eines

Augenblickes. Ich habe dem Ursprunge des Glücks verschiedener Personen, die ich während meines Lebens gekannt habe, mit Aufmerksamkeit nachgeforscht und gefunden, daß eine einzige günstige Gelegenheit, die sie zu benutzen wußten, davon die Ursache war. Eine solche Gelegenheit kann wirklich Glück heißen, denn wenn man sie einmal hat entwischen lassen, kommt sie selten wieder. Ich habe irgendwo einen gewissen Minister gekannt, dessen Gefangennehmung beim Herausgehen aus dem Schlosse der Monarch beschlossen hatte und der von seinen Feinden verhindert worden war, denselben Morgen mit dem Fürsten zu sprechen. Dieser feine Mann nahm aber seine Zeit dergestalt wahr, daß er sich vom Hofe wegstahl und seinen Herrn in

der Kirche erwartete, wo er ihm vor Ende der Predigt seine Unschuld in wenig Worten dergestalt darthat, daß ihn der Fürst beim Herausgehen in seinem Wagen mit nach dem Schlosse nahm und in der Folge, zum großen Verdrusse jener Neider, seinen Günstling aus ihm machte. Dieß heißt:

Audaces fortuna juvat, timidosque repellit.

Ich habe noch einen Freund, welcher ungeachtet seiner vortrefflichen Talente sich gegenwärtig in dem traurigsten Zustande von der Welt befindet, nachdem er der Günstling eines großen Fürsten gewesen ist; und dieß wiederfuhr ihm allein deßwegen, weil er eine Viertelstunde zu spät nach Hofe kam und daher die Gelegenheit versäumt hatte, den Fürsten am Morgen des Tages, wo er in Ungnade

fiel,

fiel, zu sprechen. Ueberhaupt nöthigen die außerordentlichen Glücks- und Unfälle derjenigen, welche ich an verschiedenen Höfen Europens gekannt habe, mir das Urtheil ab, daß jeder, der die günstige Gelegenheit sich nicht geschickt zu Nutze zu machen versteht, weder im Kriege noch am Hofe es jemals weit bringen werde, und daß ein Mensch, der sich wirklich an irgend einem guten Platze befindet, sich nicht auf demselben erhalten, und die Intriguen seiner Neider vereiteln kann, wenn er nicht den günstigen Augenblick zu nutzen weiß.

Ueber das Lachen.

Das Lachen ist eine dem Menschen allein zugehörige Eigenschaft; indem die Natur kein

anderes Geschöpf mit dem Vermögen begabt hat, diesen Inbegriff komischer Geberden auf seinem Gesichte hervorzubringen. Das Lachen ist ein Merkmal der Freude, aber auch oft ein Kennzeichen der Thorheit.

Per risum multum, poteris cognoscere stultum.

Wer bei jeder Gelegenheit lacht, giebt zu erkennen, daß er beim Anblicke aller Kleinigkeiten, die ihm vorkommen, auf eine angenehme Art überrascht, und folglich eingeschränkten Geistes ist, dem es an Beurtheilung fehlt. Ein Mann, der viel lacht, wird am Ende selbst lächerlich, und eine Frau, die diesem Fehler unterworfen ist, ist wirklich zu beklagen; denn ungerechnet, daß die Sittsamkeit, als die wahre Zierde des schönen Ge-

schlechts, dabei leidet, so entstellt das Lachen das Gesicht, vergrößert den Mund, bläßt die Backen auf, erweitert die Nasenlöcher, und wandelt dadurch das schönste Gesicht in eine Harlekinsmaske um. Zwar hebt ein kleines Lächeln die Schönheit einer schönen Person noch mehr, allein die Stimme muß sich nicht mit aller Gewalt dabei hören lassen.

Es ist bemerkenswerth, daß große Männer selten viel gelacht haben. Mich dünkt, ihre Bescheidenheit habe ihnen keine ausgelassene Freude verstattet, und ich habe Leute von Kopf gekannt, welche lieber mit Heraklit weinten, als mit Demokrit lachten.

Mir sind Beispiele aus der Geschichte bekannt, daß Einige so ausschweifend gelacht haben, daß sie darüber gestorben sind. Vale=

rius Maximus gedenkt eines gewissen Philemon, welcher, nachdem er sich einen Korb mit Feigen bringen lassen, und daran belustiget hatte, sie von einem Esel auffressen zu sehen, befahl, daß man demselben auch einen Becher mit Wein zu saufen geben möchte, damit er die Kolik nicht bekäme, und diesen Einfall so possierlich fand, daß er für Lachen darüber starb. Cälius, der Rhodier, erzählt von einem ähnlichen Thoren, Namens Zeuxis, einem übrigens berühmten Maler, welcher eine alte Frau in einer unanständigen Stellung gemalt hatte, und dem dieses Gemälde so komisch vorkam, daß nur der Tod seinem Lachen ein Ende machen konnte. Dies ist wirklich ein lächerlicher und seltener Tod; denn wenig Menschen nehmen lachend Ab-

schied von der Welt, sondern die meisten sagen dieses Lebewohl mit Thränen in den Augen und Reue im Herzen.

Ueber die Erziehung.

Die Erziehung der Kinder gleicht der Wartung der Pflanzen; sie ist der Boden, in welchen das jugendliche Alter gesäet wird, und der, nach Beschaffenheit des Erdreichs, gute oder böse Früchte hervorbringt. Der gute Wein, den wir mit so viel Vergnügen im Herbste lesen, hat im Frühjahre viel Wartung und Mühe gekostet. Eben so, da die gute und schlechte Aufführung eines Menschen hauptsächlich von der Erziehung abhängt, ist nach dem natürlichen Gesetze, ein Vater, alle mögliche Sorgfalt anzuwenden,

verbunden, daß sein Kind, von dem zartesten Alter an, Gefühl für Tugend, und Abscheu für das Laster bekomme, welches in der Kindheit, die, wie das Wachs jede verlangte Form annimmt, sehr leicht ist. Auf diese Weise, da *consuetudo est altera natura* wird die Tugend dem Menschen zur Fertigkeit, und er kann ihr schwer wieder entsagen. Das Nämliche ist es mit dem Laster; wenn dieses aus Unachtsamkeit oder Nachgiebigkeit der Aeltern sich einmal in das Herz eines Kindes eingeschlichen hat, so kostet es hernach Mühe, es wieder daraus zu vertreiben. Uebrigens glaube ich nicht, daß ein Vater mehr für seinen Sohn zu thun verbunden sei, als ihm eine gute Erziehung zu geben, und bei seinem Eintritte

in die Welt ihn auf den richtigen Weg zu Erreichung seines Glücks zu bringen. Wenn er sich aber nachher noch viele Sorgen macht, ein großes Vermögen für ihn zu sammeln, wenn er es sich an seinem Vergnügen abbricht, und sein Gewissen belastet, um in ihm nach seinem Tode einen großen Herrn zu wissen, so halte ich dies für eine große Thorheit.

Ueber die Kleiderpracht.

Ich finde, daß sowohl die großen Männer unserer Zeit als der Vorzeit, gemeiniglich die Pracht in Kleidern gering geschätzt, und für diesen Theaterprunk keinen Sinn gehabt haben. Mich dünkt, das wahre Verdienst habe seinen Werth in sich, und verschmähe

den erborgten Glanz des Goldes und Silbers, welcher blos von Weibern, Narren und gemeinen Leuten geachtet wird, die den Mann gemeiniglich nach der Menge Gold und Silber beurtheilen, die er auf seinen Kleidern trägt *).

Vir bene vestitus, pro vestibus esse peritus
creditur a mille, quamvis idiota sit ille
si careat veste, nec sit vestitus honeste,
nullius est laudis, quamvis sciat omne quod audis.

*) Leute, denen der innere Werth fehlte, haben immer gesucht, durch die Aushängung von Gold, Silber und Steinen sich wenigstens einen äußern zu verschaffen. In den Zeiten, da der Verfasser schrieb, trug man dergleichen Pretiosen auf den Röcken, itzt an den Fingern, Beinkleidern, Gilets, in den Halstüchern u. d. gl. A. d. Ueb.

Wer wirkliche Verdienste hat, geht gern in einfacher Kleidung, weil ihn in derselben die Tugend schmückt, und er verachtet diese gestickten und besetzten Kleider, welche geschickter sind, den Rumpf eines Pferdes oder Maulesels zu bedecken, als eine Last für den menschlichen Körper abzugeben. Die Reinlichkeit steht jedem ehrbaren Menschen sehr wohl an; sie verräth gemeiniglich einen ordentlichen und genauen Charakter in Geschäften, eben so wie der übertriebene Aufwand in Kleidern ein Zeichen der Armuth des Geistes ist, die sich doch gern auf irgend eine Art hervorthun will, und da sie es auf keine andre kann, ihre Zuflucht zu den Kaufläden nimmt, wo sie für ihr Geld immer etwas findet, die Blicke des Pöbels und die

Verachtung vernünftiger Leute auf sich zu ziehen.

Ich habe bemerkt, daß Zwerge, Bucklichte, und alle, welche von Natur ungestaltet sind, gewöhnlich am meisten auf den Putz erpicht sind. Nach meiner Meinung haben sie das größte Unrecht von der Welt, denn indem sie sich durch dergleichen Schmuck auszeichnen wollen, erwecken sie die Aufmerksamkeit auf ihre körperlichen Gebrechen, welche ohne dies vielleicht unter Begünstigung ihres schlechten Aufzuges den meisten unbekannt geblieben wären. Ich habe Leute gekannt, welche ihr Glück durch schöne Kleider machten, deren sie sich bei Fürsten als Empfehlungsschreiben, obgleich vom Schneider unterschrieben, bedienten.

Ueberhaupt kann man nicht läugnen, daß in der übertriebenen Kleiderpracht viel weibisches liegt, und der beständige Wechsel der Mode die Frucht einer lächerlichen Ueppigkeit ist. Cäsar sagte zu denen, welche ihm hinterbrachten, Marcus Antonius und Dolabella spännen eine Verschwörung wider ihn an: „Die wohlgemästeten und gestriegelten Leute fürchte ich nicht, sondern die bleichen, magern und schmutzigen; er meinte nehmlich den Brutus und Cassius, welche den Kaufläden nie etwas zu lösen gaben, auch den Schneidern nicht zinsbar waren, und weder auf ein Theater noch als Puppen für die Frauenzimmer taugten.

Ueber die Freßsucht.

Ich halte den für sehr elend, dessen Gott der Bauch ist. Der Mensch ißt, um zu leben, aber lebt nicht, um zu essen. Mich dünkt, die Begierde, sich den Magen vollzupfropfen, sei eher ein Merkmal unsrer Unvollkommenheit, als des guten Geschmacks eines vernünftigen Menschen, da wir unser mühseliges Leben nicht anders fristen können, als auf Kosten andrer Thiere, denen wir zum Begräbniß dienen. Ich glaube, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, könnte ich mich niemals von einem Schlemmer umarmen lassen, denn ein dickes, unfläthiges Behältniß so mancherlei Arten faulender Speisen würde mir sicher einen schrecklichen Ekel beibringen.

Die alte Geschichte gedenkt eines gewissen

Milo von Kroton, des ausgemachtesten Fressers seiner Zeit, welcher mit seiner Gefräßigkeit eine außerordentliche Stärke verband; denn, nachdem er bei den olympischen Spielen einen fünfjährigen Stier fünfhundert Schritte weit getragen hatte, tödtete er ihn mit Einem Faustschlage, und verzehrte ihn hernach. Auch erwähnt die Geschichte noch eines andern solchen Vielfraßes, welcher unter der Regierung Aurelians Schaafe, Schweine und dergleichen lebendig verschlang. Vor einigen Jahren sah man zu Dresden einen ähnlichen Vielfraß, welcher sogar Steine verschluckte. Man hat mir erzählt, daß bei der Einnahme von Prag durch die Schweden ein solcher Fresser zu Karl XII. gekommen sei und ein lebendiges Schwein

habe fressen wollen, worauf der alte General Königsmark, welcher dabei gewesen, zum König gesagt habe, dieser Mensch sei ein Herenmeister, welcher durch seine Zaubereien ein Blendwerk vorzumachen wisse. Durch diesen Unglauben beleidigt sagt jener zum König, daß er diesen Offizier, wenn er ihm befehlen würde, Degen und Sporen abzulegen, lebendig fressen wolle, welches Königsmark so erschrecklich in Furcht setzte, daß er sich auf das geschwindeste entfernte, indem er lieber einige Beschämung dulden, als auf Kosten seines Körpers von dem guten Appetit dieses Vielfraßes überzeugt sein wollte.

Übrigens habe ich bemerkt, daß von allen Völkern in Europa die Engländer am meisten

essen; zu London sah ich sogar Frauenzimmer, welche zum Abendessen soviel Speisen zu sich nahmen, als man zum Unterhalte für sechs Mauleseltreiber von Madrid bis nach Viktoria nöthig gehabt hätte.

Man findet, daß grausame und hitzige Leute gemeiniglich starke Esser sind. Ich weis nicht, ob dieses etwan von einem Überfluß natürlichen Feuers herrührt, oder vielmehr, weil das Beißen eine Art von Grausamkeit ist, und sie daher, weil sie von Natur grausam sind, ihre Kinnbacken gern in Bewegung setzen.

Ueber die Schönheit.

Es giebt zweierlei Arten der Schönheit: die Schönheit der Seele, welche in Tugend und

Weisheit besteht, und die Schönheit des Körpers oder die richtige Proportion der Glieder, das Kolorit, der gute Anstand, eine einnehmende Gestalt u. s. f.

Wer diese beiden Arten von Schönheit in sich vereint, verdient allerdings die Verehrung, welche die vollkommne Schönheit heischt; allein man wird wohl selten eine Person finden, welche diese beiden Gunstbezeigungen des Himmels zugleich erhalten hat. Es hat viel Leute gegeben, welche eine schöne Seele und einen ungestalten Körper besessen haben, wie Sokrates, Aesop, der Philosoph Krates u. a. m. Dagegen hat es deren gegeben, welche unter der schönsten Figur von der Welt die häßlichste und treuloseste Seele verbargen; dergleichen waren

Absa=

Absalon, die schöne Helena in Griechenland und Gott weis noch, wie viele Andre, deren Namen nicht auf dem Papiere zu stehen verdienen.

Die Schönheit des Körpers ist ein wichtiges Geschenk der Natur, und ist in der Welt für den Menschen eine große Empfehlung. Sie besitzt, wie der Magnet, eine geheime Kraft, welche die Bewunderung der Sterblichen, vorzüglich des andern Geschlechts auf sich zieht, denn dieses achtet selten darauf, was die Vase enthält, wenn sie nur von schönem Porzelan ist. Doch ist dieser Fehler nicht allgemein, denn ich habe Frauenzimmer gekannt, welche durch ihre schlechte Wahl das italienische Sprüchwort bewährten: *non é bello quel ch' é bello, ma quel*

che piace. *) Hipparchia, Schwester des Metrokles, welche sich in den häßlichen Krates verliebte, rechtfertiget diese Behauptung.

Übrigens ist die körperliche Schönheit eigentlich nichts, und gleicht einem Firniß, dessen sich die Natur bedient, um ihren Figuren aus Erde einen Glanz zu geben.

Ueber die Neubegierde.

Die Neubegierde, welche der Eva so theuer zu stehen kam, ist die Quelle des menschlichen Elends, und verursacht den Sterblichen noch heutigen Tages eine Menge Übel. Es giebt deren zwei Arten: die erste besteht in

*) Nicht, was schön ist, sondern was gefällt, ist schön.

dem Verlangen, geschehene Dinge durch die Geschichte zu erfahren, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, in die Tiefen der Wissenschaften einzudringen u. s. f. Alles dieses ist schön und lobenswürdig, da man durch das Studium der Geschichte lernt, wie man sich bei verschiedenen vorkommenden Gelegenheiten zu benehmen hat; denn, wie Cicero sagt, „Wer nicht weis, was sich vor seinem Dasein zugetragen hat, bleibt ewig ein Kind.“ *) Doch soll unsre Neubegierde sich nicht bis zu den Geheimnissen Gottes versteigen, noch bis zu dem, was uns Gott verborgen lassen will.

*) *Nescire, quod antea quam natus sis, acciderit, id est semper esse puerum. Cic. in Orat. n. 120.*

Die andre Art von Neubegierde ist die Begier, die Angelegenheiten Andrer zu wissen, und diese kommt mir sehr verächtlich vor. Die Gesetze der ehmaligen Einwohner von Kreta verboten ihnen bei Strafe der Geißelung, einen Fremden jemals zu fragen, wer er sei, was er suche, und wo er her käme. Und wer dergleichen Fragen beantwortete, dem ward der Gebrauch des Feuers und Wassers untersagt. *) Als Ursache der Einführung dieses Gesetzes gaben sie an, daß derjenige, welcher sich nicht um die Angelegenheiten Andrer bekümmere, mehr Sorgfalt auf die seinigen wenden könne. Him-

*) Eine gewöhnliche Formel bei den Griechen, um einen des Landes zu verweisen.

A. d. Ueb.

mel! wenn in Europa ein ähnliches Gesetz beobachtet würde, wie viele Damen würde man nicht am Pfal gebunden sehen, und welche ungeheure Anzahl von Männern würde ihnen Gesellschaft leisten müssen!

Unter dieser letztern Gattung Neubegieriger giebt es einige, deren Seelen sich blos mit Neuigkeiten von der Aufführung ihres Nächsten beschäftigen, und da sie einzig darauf bedacht sind, selbige zu mustern, die Sorge für sich selbst vergessen. Plutarch und Plinius legen einem gewissen Römer, Marcus Pontius, vieles Lob bei, daß er nie die geringste Begierde gehabt habe, sich weder nach den Neuigkeiten Roms, noch der ihm am nächsten liegenden Häuser zu erkundigen. Dies ist das sicherste Mittel,

selbst in Ruhe zu leben, und die Ruhe anderer nicht zu stören.

Ueber den Ehrgeiz.

Großen Seelen ist der Wunsch eigen, ihren Namen unsterblich zu machen, damit sie noch nach ihrem Hinscheiden Lorbeern ärnten und der Nachwelt zur Bewundrung dienen mögen. Plinius der jüngere gesteht dieses selbst in folgenden Worten: „Ich gestehe, sagt „er, daß nichts so sehr meinen Geist beschäf„tiget, als die ungemeine Begierde, meinen „Namen zu verewigen. Nach meinem Ur„theil ist dieses Bestreben eines tugendhaf„ten Mannes würdig; denn wer sich in sei„nem Leben nichts vorzuwerfen weis, fürch„tet nicht, daß sein Andenken auf die Nach„welt komme.“

Allerdings ist der Wunsch, in der Geschichte zu glänzen, und seinen Namen auf die künftigen Jahrhunderte übergehen zu lassen, und das Bestreben, durch Tugend Unsterblichkeit zu erlangen, eine großer Männer würdige Leidenschaft. Um dahin zu gelangen, arbeitet man mit Vergnügen, erduldet freudig Beschwerden, verachtet Gefahren, und trotzt selbst dem Todte. Man muß gestehen, eine solche Denkungsart erhebt den Menschen über sich selbst, und der Geist eines Helden legt seine Verachtung für alles, was nicht auf Unsterblichkeit abzweckt, unverhüllt an den Tag.

Da die Tugend dem Ehrgeize großer Männer zum Sporne dient, so darf man sich nicht wundern, daß sie blos ein ewiges

Andenken ihrer rühmlichen Thaten zur Belohnung verlangt. Jedermann hat für die Vernichtung einen natürlichen Abscheu, und wer stirbt, ohne sich dem Andenken der Menschen auf eine vortheilhafte Art eingeprägt zu haben, ist gänzlich daraus verwiesen, sobald er aufhört, die Idee, welche man von ihm hatte, durch seine Gegenwart zu erhalten. Der, so zu reden, durch seine schönen Thaten Verewigte dient den großen Männern künftiger Jahrhunderte zum Vorbilde, und abgerechnet, daß sein Name stets von der Nachwelt in Ehren gehalten wird, so hat er noch das Vergnügen, die Achtung voraus zu sehen, welche man immer seinen Nachkommen erweisen wird.

Das Alterthum giebt uns eine Menge

solcher Beispiele an die Hand, und ich wundere mich nicht, daß in den ältesten Zeiten der Ehrgeiz so herrschend gewesen ist. Wenn ich überlege, daß die Alten schwache oder gar keine Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele hatten, und also darnach strebten, um nach ihrem Tode nicht gänzlich der Vernichtung unterworfen zu sein, sich wenigstens durch die Tugend unsterblich zu machen, so kommt mir dieses nicht befremdend vor; allein ich wundere mich, die nämliche Leidenschaft in Taugenichtsen und Bösewichtern zu finden, wie zum Beispiele Herostratus, der den Tempel der Diana zu Ephesus einzig in der Absicht verbrannte, um seinen Namen zu verewigen, und Ogniato, einer der Mörder des Galeas,

Herzogs von Mayland, welcher sich, während er die Strafe seines Verbrechens litt, mit diesen Worten tröstete: *Mors acerba, fama perpetua, stabit vetus memoria facti.* Er hatte Recht, denn die damalige Geschichte erwähnt dessen, allein der Unterschied, welcher sich zwischen dem Andenken eines Helden und eines Bösewichts befindet, gleicht demjenigen zwischen zwei Gemälden, wovon das eine den Marcus Curtius vorstellt, wie er sich, um sein Vaterland zu retten, in den Abgrund stürzt, und das andre den Nero, welcher seine Mutter tödten läßt: Ersteres flößt Ehrfurcht, letzteres Abscheu ein.

Ueber die Gottesläugner unsers Jahrhunderts.

Die Gottesläugner sind jetzt in der Welt so häufig, daß man als gewiß annehmen kann, Christus würde gegenwärtig eben so wenig Glauben als ehmals antreffen. Ich habe oft über die Ursache davon nachgedacht, und nach genauer Prüfung der meisten Gottesläugner, habe ich gefunden, daß einige dem Atheismus in der Absicht anhängen, um für große Geister zu gelten, andre aber, um sich in der Welt in den Ruf des Muths und der Unerschrockenheit zu setzen, weil sie sich einbildeten, wenn sie kühn genug wären, die Gottheit zu läugnen, würden sie den Menschen eine Furcht einflößen, von welcher sie manche Vortheile zu ziehen hofften.

Man muß erstaunen, daß ihre Verblendung sie einzusehen verhindert, wie von allem, was sie beabsichtigen, das Gegentheil geschiehet. Denn erstere, anstatt für Leute von Verstande zu gelten, verrathen nur ihre Unwissenheit, ihre beschränkten Einsichten und ihre Gefühllosigkeit, da die Wunder der Natur, welche uns den deutlichsten Beweis von einem ersten Wesen, dem Schöpfer aller Dinge geben, keinen Eindruck auf sie machen. Letztere aber betrügen sich in ihrer Rechnung nicht weniger: denn gewiß erhält ihr Gewissen, welches ihnen jeden Augenblick das Gegentheil von dem predigt, was ihr verwegner Mund läugnet, sie in einer beständigen Furcht vor den Strafen des Himmels, so daß sie bei wirklich eintretender

Gefahr den Muth verlieren. Dieses bestätiget sich so sehr, daß ich allezeit eben so viel Poltrons als Atheisten gefunden habe. Uebrigens halte ich es für schwer einen wirklichen Atheisten zu finden; denn obwohl David sagt, die Thoren sprechen in ihren Herzen, es ist kein Gott, so glaube ich doch, daß dieser Ausdruck in der Urschrift nur so viel sagen will, der Gottlose wünsche in seinem Herzen, daß es keinen Gott geben möge, damit er für seine Vergehungen nicht gestraft werde. Indeß gebe ich zu, daß wenn man stets als Atheist spricht und handelt, der Glaube zuletzt im Herzen erlöschen kann, wenn gleich nicht so ganz, daß nicht immer noch ein Fünklein davon übrig bleiben sollte, welcher die Strafe des

Gewissens ausmacht. Ist nun dieses am Ende durch die Last des Bösen und der Verbrechen danieder gedrückt, und keine Verzeihung mehr zu hoffen vermögend, so nimmt man mit Laulichkeit seine Zuflucht zu geistlichen Mitteln, welche, da sie zu spät angewendet, und nicht durch den Glauben bestätigt werden, die gewünschte Kraft nicht haben können. Ueberhaupt, *de hominibus nulla gens est tam immansueta, quae non, etiamsi ignoret qualem Deum habere deceat, tamen habendum sciat. Cicero, lib. 1. de leg.*

Ueber die Erb- und Wahlreiche.

Die heilige Schrift sagt: Unglücklich ist das Volk, dessen König ein Kind ist; eine Wahrheit, welche die Erfahrung aller Zei-

ten bestätiget. Ob daher wohl ein Erbreich aus verschiedenen Gründen der Ruhe eines Staats zuträglicher zu sein scheint, als ein Wahlreich, welches durch die Partheien und Kabalen der Thron-Candidaten und die Uneinigkeit der Wählenden unvermeidlichen Unruhen ausgesetzt ist, welche den Staat oft nur zwei Finger breit von seinem Untergange bringen, so artet doch auch ein Erbreich leichter in Tyrannei aus, als ein Wahlreich. Ein König, welcher die unumschränkte Macht durch die Geburt erlangt, hält selbige für ein ihm gebührendes Erbtheil, da hingegen derjenige, welcher die königliche Gewalt durch die Wahl besitzt, selbige als eine ihm von der Nation zur Wohlfahrt und zum Besten des Staats übertragene Würde und Ehrenstelle ansieht.

Man wird schwerlich ein Kind zum König wählen, allein oft sieht man ein Kind durch das Erbrecht den Thron besteigen, und sehr oft ist dieses tyrannische Gesetz die Ursache, daß der Staat aus allzugroßer Anhänglichkeit an eine Familie zuletzt in Sklaverei geräth, oder wohl gar durch die Unfähigkeit eines unmündigen Königs zu Grunde gerichtet wird, da dieser natürlicher Weise sich blos mit Kleinigkeiten beschäftiget, nur seinem Eigensinne folgt, und, aufgemuntert durch den Beifall einiger Schmeichler und jungen Günstlinge, die weisen Rathschläge und Grundsätze der Alten und Erfahrnen verachtet.

Ueber den Ursprung wichtiger Begebenheiten.

Die Geschichte aller Zeitalter beweist, daß die wichtigsten Begebenheiten fast allezeit einen geringen und unbedeutenden Ursprung haben, und sehr oft im Anfange ganz kleine Dinge, in der Folge Merkwürdigkeiten werden *). Mich dünkt, die Vorsehung wolle uns dadurch einen Beweis von ihrer Allmacht geben, damit wir einsehen, daß Gott alle Dinge aus nichts hervorgebracht habe.

*) Die bereits in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Französischen übersetzte Schrift: Große Begebenheiten aus kleinen Ursachen, liefert sehr viele Beispiele dieser Art. A. d. Übers.

Die berühmtesten Reiche und Monarchien sind durch Landstreicher, Flüchtlinge und nichtsbedeutende Leute gegründet worden. Ein Zeugniß hievon giebt das römische Reich ab, dessen Stifter Romulus war, welcher nebst seinem Bruder Remus von seiner eignen Mutter, wahrscheinlich aus Scham oder Armuth, war weggesetzt, und von einer armen Hirtin, Namens Lupa, gefunden worden. Der Name der letztern gab nachher den Schmeichlern des mächtig gewordenen Romulus Gelegenheit, auszubreiten, daß er in seiner Kindheit von einer Wölfin gesäugt worden sei. Als nun diese zwei Brüder ihre ersten Kinderjahre unter dem niedrigsten Volke verbracht hatten, verlebten sie ihre Jugend unter einer herumziehenden Räuber-

bande, bis Romulus zuletzt seinen Bruder umbringen ließ, und durch diesen Brudermord das mächtige römische Reich begründete. Moses, David, Tamerlan, Mahomet, und so viele andere große Männer, waren nur von niedriger und unbekannter Herkunft, und erreichten zuletzt den Gipfel menschlicher Größe.

Während meines Lebens habe ich oft bemerkt, daß die Vorsehung selbst in einzelnen Familien gleiche Begebenheiten veranlaßt hat. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, was Justiniani *) von zwei Prinzen aus dem Hause Medicis, den Söhnen des Cosmus, Großherzogs von Toskana, erzählt, wovon der eine Franz, der andre Garcias hieß.

*) *Liv. 14. Hist. Venet.*

Als diese beiden Prinzen eines Tages auf der Jagd waren, und einen Hasen gefangen hatten, behauptete jeder dieser beiden Brüder, daß seine Hunde diesen Fang gemacht hätten, worüber sie so heftig an einander geriethen, daß Franz, oder der Ältere, über den Widerspruch seines jüngern Bruders entrüstet, ihm eine Ohrfeige gab. Garcias, welcher nicht glaubte, daß mit dem Rechte der Erstgeburt eine solche Freiheit verbunden sei, stieß seinem Bruder den Degen durch den Leib und streckte ihn todt zur Erde, welches die Bedienten des Ältern auf der Stelle durch den Tod des Jüngern rächten, so daß also diese beiden unglücklichen Prinzen ihrem Haasen sehr bald in die andre Welt nachfolgten.

Man findet in der Geschichte verschiedene

ähnliche Beispiele, welche uns die unbegreifliche und stets anbetungswürdige Vorsehung Gottes darthun, welcher alle Dinge mit einer unsre Begriffe übersteigenden Weisheit ordnet, indem er einige erhöhet, andre erniedriget, und oft diejenigen ganz vernichtet, welche sich über alle widrige Zufälle erhaben dünken.

Ueber die Vernunft.

Die Vernunft ist nichts anders, als das richtige Urtheil des Verstandes, verbunden mit einer Weisheit, welche unserm Betragen und unsern Handlungen zur Richtschnur dienen soll. Diese Weisheit bestehet in der Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge: sie lehret uns, Gott zu verehren, und unterweiset uns in dem, was das gemeine Beste aller Menschen erfordert.

Die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit, die Klugheit und die Großmuth sind Früchte der Weisheit, unter denen die Klugheit hervorragt, weil die Vernunft durch sie die Herrschaft über die Leidenschaften behauptet. Zwei unter ihnen begreifen alle übrige unter sich: das Vergnügen und der Schmerz, welche immerdar andere Leidenschaften zur Begleitung haben. So wie dem Vergnügen das Verlangen vorangeht, und die Freude ihm folgt, so geht vor dem Schmerze die Furcht, und die Traurigkeit folgt ihm.

Da also die Vernunft der Compaß ist, dessen sich der Mensch zu Bestimmung seines Laufes in die Welt bedienen soll, so zieht der Weise sie bei allen seinem Thun zu Rathe, und verschafft ihr den Sieg über alles, was

sich ihrer Macht entgegenstellt. Ich bin gewiß, daß die Natur sie dem Menschen als einen Vorzug gegeben hat, welcher ihn über alle andre Thiere erhebt, damit er sich derselben in seiner Aufführung als eines Wegweisers bediene, ohne welchen er den richtigen Weg zur Glückseligkeit durch die dicke Finsterniß, welche die Thorheiten und Laster dieser Welt um ihn verbreiten, nicht finden kann; da hingegen der seiner Vernunft nicht Gehorchende, ihren Werth verkennend, sie durch die Laster betäubt, denen ihn seine bösen Neigungen Preis geben.

Wenn überdies die Vernunft durch die Erkenntniß Gottes und den Gehorsam gegen seine Gesetze verstärkt wird, so besitzt sie eine außerordentliche Gewalt. Sie erhielt Jo-

sephs Keuschheit in dem glühendsten Feuer der Jugend, und ward Herr über Jakobs gerechten Zorn wider die Sichimiten, da er seine Söhne, Simeon und Levi, wegen des Blutbades, so sie, um die ihrer Schwester wiederfahrne Beschimpfung zu rächen, unter ihnen angerichtet hatten, hart strafte. Ja es ist keine Leidenschaft, über welche die Vernunft, wenn man sie frei handeln läßt, nicht Herr werden kann.

Ueber das Vorurtheil.

Die Leute zu seinem Vortheil einnehmen zu wissen, ist das Zeichen eines geschickten und einnehmenden Geistes; aber sich durch einen andern ein Vorurtheil beibringen lassen, ist ein Zeichen der Schwachheit. Die vorgefaßte Meinung des Richters ist eine der Klippen,

woran die Gerechtigkeit oft scheitert. Commaze sagt: *Un atto di preoccupazione guadagna spesse volte un processo, perche avanti la discolpa suanisce la culpa.* *) Eben so ist das Verfahren der mehrsten Leute, die, wenn sie sich einmal für oder wider jemand haben einnehmen lassen, hernach gleichgültig gegen alle Gründe des Gegentheils sind.

Ich habe irgendwo gelesen, daß ein gewisser König, bei Anhörung der Klagen einer Person, sich allezeit Ein Ohr verstopfte, damit, wie er sagte, das andere für den Angeklagten bliebe. Es verräth Schwachheit, wer sich leicht einnehmen läßt, und die Hart-

*) Ein vorher gewonnenes Urtheil ändert oft den Gang des Prozesses, denn die vorhergegangene Entschuldigung mindert das Vergehen.

näckigkeit in Behauptung seiner Vorurtheile, ist die Wirkung eines geheimen Stolzes, und einer Verstockung, welche ihre erste Meinung nicht fahren lassen will, aus Furcht, ihre geringen Einsichten zu verrathen.

Gemeiniglich ist der gemeine Mann mit diesem Fehler behaftet; daher man gegen die Stimme des Publikums oft sehr auf seiner Hut sein muß. Mir kommt sie wie eine Zeitung vor, welche unter mehr als tausend Lügen zuweilen eine Wahrheit erwischt. *Audiatur et altera pars* ruft uns die Gerechtigkeit zu, und ungerecht ist, wer anders entscheidet.

Ueber die wahre Gottesfurcht.

Keiner ist größer, als wer Gott fürchtet. Pred. 10. Es giebt viele Leute,

welche sich das Ansehen der Gottesfürchtigen geben, aber wenige sind es. Wohl dem, der es wirklich ist! denn er liebt Gott aus reinem Herzen, betet zu ihm mit Inbrunst, und fürchtet ihn mit Ergebung; er trachtet allein nach dem Himmel, und seine Handlungen sind eines Christen würdig; die unendlichen Vollkommenheiten der Herrlichkeit Gottes sind der Gegenstand seiner Betrachtungen. Er fühlt sich allein gegen den mit Liebe entflammt, welcher die Quelle der wahren Glückseligkeit ist. Dem Herrn der Wesen nur weiht er seine Verehrung, und alle seine Rathschlüsse sieht er mit Freuden in Erfüllung gehen. Die Beruhigung seiner Seele ist das einzige, wornach er strebt; die Leiden des Körpers verachtet er. Gott zu gefallen, ist sein Bemühen, das Lob der Welt erweckt ihm Ekel. Er trachtet einzig nach der Ruhe des Herzens, wenn ihn Leiden drücken, und achtet auf nichts als den Willen Gottes. Er verlangt im Unglück keinen andern Trost als Geduld, und haßt die Schmeicheleien der

Welt. Seine vorzüglichste Sorge ist, seine Seele glücklich durch diese Welt zu bringen, und den Körper, den gefährlichsten seiner Feinde, in Gehorsam zu halten. Er glaubt standhaft die Lehren des Wortes Gottes, und enthält sich aller speculativen Spitzfündigkeiten über die Religion. Überzeugt, daß Gutes thun seine Pflicht ist, erwartet er in dieser Welt keine Belohnung dafür. Seine eignen Unvollkommenheiten erkennt er aufrichtig, und erträgt voll Mitleid die Fehler Anderer. Sein Vermögen betrachtet er als das Erbtheil der Armen, und verlangt keine andern Reichthümer, als die feste Hoffnung einer seligen Ewigkeit. Um die Rosen des Paradieses zu brechen achtet er nicht der Dornen, welche in dieser Welt sind. Der Tod ist ihm der vorzüglichste Beweis der Barmherzigkeit Gottes und der uns durch Christum erworbenen Wohlthaten.

Ende des ersten Bändchens.

Oxenstierna, Johan Thuresson

Kurzer Begriff oder Auszüge der Gedanken

1800

Coburg, Landesbibliothek -- B I 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915668-3